

Columbus-Logbuch 04

Montag, 26. Januar: Hamburg

Wachablösung der Weltreise-Reporter. Nach insgesamt 16 Stunden Flug nach Bali liegt sie da, die Columbus – mein Zuhause für die nächsten fünf Wochen bis Auckland in Neuseeland. Na dann...

Dienstag, 27. Januar: Denpasar / Bali

Cocktail des Tages: Welcome on Board.

Es ist diese besondere Haltung, der besondere Blick. Lässig, nur in Shorts und vielleicht in dünnem Hemd gekleidet, stehen sie mit den Armen verschränkt an der Reling auf dem obersten Deck. Hinter ihnen liegt der Pool, der Cocktail steht auf dem Tisch, die Aufzeichnungen für das Tagebuch gleich neben dem Kreuzworträtselheft, beides ein wenig zerfleddert. So blicken sie herab, beobachten das Treiben unter ihnen an der Gangway und scheinen zu sagen: „Guck mal. Da kommen sie. Die Neuen.“ Es schwingt das „Noch etwas Grün hinter den Ohren“ mit. Das sagen vielleicht diejenigen, die die Große Weltreise gebucht haben und seit Ende November des letzten Jahres, seit Genua, an Bord sind. Sie sind bereits weltreise-erprobt, haben schon allerlei Länder gesehen, auch Exoten wie Vietnam, Myanmar oder das Sultanat Brunei, haben die Äquatortaufe überstanden, und wissen auch, was es bedeutet, wenn der Wind die Gischt von den Wellen fegt und damit mehr als sieben Windstärken herrschen. Oder es sagen diejenigen, die nicht nur eine Reise, sondern zwei oder drei hintereinander gebucht haben, damit nur wenig mehr reiseerfahren sind als die Neuen, aber doch immer einen Schritt voraus, mindestens. 70 Gäste von der letzten Reise sind an Bord geblieben, davon 45 Weltreisende. 32 Gäste haben die kleine Weltreise von Bali nach Nizza gebucht und steigen nun auch ein, insgesamt sind es 250 Neue. Aber man darf sich nicht täuschen, neu ist nicht gleich neu. Es gibt Insignien, an denen man diejenigen erkennt, die zwar erst heute an Bord kommen, aber trotzdem schon die halbe Welt bereist haben. Sie erzählen oft davon. Oder diejenigen, die die Columbus schon seit Jahren, ach was, seit ihrer Indienstellung 1997 kennen. Sie tragen entweder gleich zu Beginn der Reise einen Schlüsselband mit dem Schiffsnamen (die anderen kaufen ihn ja erst während der Reise), der für alle sichtbar auf der Brust mit der Schlüsselkarte baumelt, haben ihren festen Platz im Restaurant (schließlich hat er sich bewährt und man kennt auch die Stewards und Stewardessen seit Generationen, obwohl diese im Durchschnitt alle halbe Jahre wechseln). Oder sie bewegen sich so selbstsicher auf den verschiedenen Decks, dass man meinen könnte, sie hätten gerade ihre Koffer zu Hause ausgepackt. Und viele von ihnen empfinden es so, es ist ihr Zuhause.

Die wirklich Neuen (also auch ich) machen, sobald die Kabine bezogen ist, erst einmal einen Rundgang mit diesem fragenden Blick des Noch-nicht-ganz-angekommenen und der unbeholfenen Art des Aber-unbedingt-dazugehören-wollenden. Selig ist, wer dabei noch einen Trumpf aus der Tasche ziehen und dabei eine ähnlich lässige Haltung einnehmen kann wie ein Weltreisender: „Zum ersten Mal auf einem Kreuzfahrtschiff? Pardon, nicht doch! Nur zum ersten Mal auf der Columbus.“ Denn für einen richtigen Neuling, also für denjenigen, der noch keinerlei Kreuzfahrterfahrung hat, ist es ein Outing mit Folgen. Dann kann es sein, dass der Weltreisende einen an die Hand nimmt, meist verbaler Art mit Geschichten aus aller Welt, oftmals angereichert mit Geschichten des Lebens. Ich habe Glück, denn ich bin nicht zum ersten

Mal auf einem Kreuzfahrtschiff. Nur zum ersten Mal auf der Columbus. Also mache ich meine Runden und nehme eine lässige Haltung ein.

Mittwoch, 28. Januar: auf See.

Cocktail des Tages: Summery.

Ein entspannter Seetag. Es baumeln die orangefarbenen Schlüsselanhänger. Wobei am zweiten Tag die Unterscheidung zwischen Weltreisenden und den Anderen schwieriger wird, denn die Bordboutique, wo man die Schlüsselanhänger kaufen kann, hat an einem Seetag wie heute geöffnet. Wenn man natürlich genau hinsieht, erkennt man, ob das Insignium bereits mehrfach getragen oder eben erst aus der Plastikhülle befreit wurde. Kennerblick eben. Ein offensichtlich weit gereister Kreuzfahrer macht es so: Er trägt ein blaues Band, denn das stammt von der MS Europa. Damit ist das Territorium abgesteckt. Ich habe auch so ein blaues Band. Kleinigkeit.

Ich frage mich unterdessen, warum man glaubt, die Sonne müsse stets scheinen, sobald man weit entfernt von zu Hause verreist ist. Es ist wohl die Assoziation mit Urlaub, auch wenn ich gar nicht im Urlaub bin. Doch dort, wo wir uns gerade mit der Columbus befinden, gibt es zwar auch Sonne, aber deutlich weniger, als man es erwartet. Großspurig habe auch ich kurz vor meiner Abreise bei Freunden verkündet: In ein paar Tagen ist für mich der Winter vorbei. Das stimmt auch, die Temperaturen sind hochsommerlich. Aber in diesen Breitengraden heißt sommerlich nicht unbedingt sonnig, denn es ist Regenzeit. Zeitweise scheint es so, als öffnete der Himmel alle, aber auch alle seine Pforten und lässt für ein paar Stunden sämtliches Wasser danieder platschen. Dann schauen einige Passagiere etwas zerknirscht auf den Pool, an dem sie jetzt liegen wollten, ziehen sich in den überdachten Palmgarten zurück und spielen Bingo. Dennoch: Der Pullover ist für die nächsten Wochen im Schrank eingemottet, luftige Hemden und T-Shirts machen das Rennen und peppige Flip-Flops kleiden die Füße. Der Dresscode an Bord der Columbus ist entspannt, das kommt den Temperaturen sehr entgegen.

Donnerstag, 29. Januar: Sulawesi / Indonesien,

Cocktail des Tages: Schwimmender Anker.

Erstes Land in Sicht: Toraja-Land – das klingt zunächst nach gutem Kaffee. Der kommt tatsächlich von hier, doch das Land inmitten der Insel Sulawesi ist vor allem berühmt für seine üppigen Berglandschaften und die Felsengräber der Torajas, einem altindonesischen Volk, das vermutlich vor rund 4000 Jahren aus China eingewandert ist. Offenbar waren sie tüchtige Seefahrer und Schiffsbauer, denn die Form ihrer Häuser erinnert noch heute an einen Schiffsrumpf.

„Unsere Straßen sind wie eine Schlange“, sagt Supy, unsere charmante Reiseführerin, die die Tagestour in die Berge begleitet. Und in der Tat schlängelt sich die Fahrt kurvenreich an Reisefeldern vorbei, die von stark bewaldeten, sattgrünen Bergen malerisch eingerahmt werden. An den Bergkuppen hängen sich Wolken fest und kündigen schon ihren baldigen Einsatz an. Es ist der Südwest-Monsun, der warme Luft aus Australien auf die Inseln treibt, Wasser vom Meer aufnimmt und es dann in den Bergen niederregen lässt.

Die Torajas kennen es nicht anders und haben ihre Methode entwickelt, sich vor den Fluten des Regens zu schützen: Sie setzen ihre Häuser auf Stelzen. Außerdem pflegen die Torajas einen ausgeprägten Totenkult, der für sie Höhepunkt eines jeden Lebens ist. Die Totenfeiern können sich oftmals über Monate, mit Unterbrechungen sogar über Jahre hinziehen. Dann werden unzählige Büffel – das Symbol des Todes – geopfert und an Familien und Freunde verteilt, bevor die Toten in Felsengräbern bestattet werden. Damit den Toten auch im Jenseits nichts geschieht, werden die „Tau-Tau“, lebensgroße holzgeschnitzte Figuren, vor den Gräbern aufgestellt, die diese bewachen.

Der Regen hat sich gerade noch zurückgehalten, als wir die Rückfahrt antreten. Supy erzählt mir unterdessen, dass sie nur noch selten als Reiseleiterin arbeitet. „Ich habe fünf Kinder, und mein Mann ist noch ein Macho, der sich gerne bedienen lässt, genau wie meine Söhne“, sagt sie augenzwinkernd. Aber schlimmer sei, dass es seit den Anschlägen auf Bali vor ein paar Jahren deutlich weniger Touristen in Indonesien gibt. Wenn überhaupt, dann kommen Franzosen, Holländer und Deutsche. „Aber immer weniger Italiener – doch wenn sie kommen, dann sind sie umso lauter“, lacht Supy.

Samstag, 31. Januar: Flores / Indonesien.

Cocktail des Tages: Blue Sea.

Solche Gäste sind selten. Als die Columbus am frühen Morgen durch die Larantuka-Straße zwischen West- und Ostflores gleitet, den Anker wirft und die Gäste mit den Tender-Booten an Land gebracht werden, lässt sich der Bürgermeister höchstpersönlich die Ehre nicht nehmen, an den Hafen zu kommen und mit einer kleinen Rede die Reisenden aus Europa zu begrüßen. Am Eingang eines Dorfes, zu dem einer der Ausflüge führt, wird ein rotes Band durchschnitten. Das letzte Kreuzfahrtschiff kam vor zwei Jahren hier vorbei.

Larantuka, das kleine Städtchen, das zu Füßen eines ehemaligen Vulkans liegt, klingt ein bisschen nach Wunderland. Und in der Tat gilt die Insel Flores als einer der landschaftlich schönsten Inseln des indonesischen Archipels. Die Portugiesen empfanden das auch so und gaben der Insel ihren Namen. Außerdem meinten sie, dass es gut sei, wenn die gesamte Insel katholisch werde. Das Ergebnis dieser Überzeugung ist noch heute überall in den vielen Kirchen und Marienstatuen sichtbar.

Ich ziehe alleine los, laufe durch das Städtchen die Küste entlang und merke sehr bald, wer hier der eigentliche Exot ist. Gefühlt alle fünf bis sechs Meter antworte ich auf ein „Hello Mister!“ und auf viele winkende Hände, immer wieder begleiten mich Kinderscharen ein paar Schritte, bevor sie lachend und winkend wegrennen. Vor einem Haus sitzt Katharina, sie möchte mit ihren fünf Kindern fotografiert werden. Sie kann nur ein paar Worte Englisch, wo ich herkomme, versteht sie nicht, dafür aber weiß sie: „Your skin! Beautiful!“ Weiße Haut ist hier etwas besonderes, ab und an streichen mir vor allem ältere Menschen über meinen Arm, als solle das Berühren der Haut Glück bringen. Und Katharina fragt lachend: „Married? No? Oh! Single!“ Offenbar beherrscht sie die für sie wichtigsten englischen Begriffe. Ich darf aber dennoch weiterziehen, zu einer Ehe auf Flores – auch wenn die Insel noch so schön ist – wollte ich mich nicht überreden lassen. Als ich nach einer Weile im Schatten eines Baumes die gefühlten 35 Grad

Lufttemperatur und 100 Prozent Luftfeuchtigkeit auf 30 Grad und 95 Prozent herunterkühlen möchte, bin ich von Bauarbeitern umringt, die gerade Mittagspause haben. Auch sie verstehen so gut wie kein Englisch, aber sie verstehen, wo ich herkomme: „Ah, Germany!“ Und einer von ihnen macht die Geste, als wolle er einen Fußball wegkicken. Und Ikram, der 26-jährige Mopedfahrer, der mich für zwei Stunden über die Insel fährt, präzisiert: „Hamburg? No, I don't know. But I know: Munic. Bayern Munic! Good!“

Sonntag, 01. Februar: auf See.

Cocktail des Tages: Whiskey Sour.

Anfängerpech? Ignoranz? Von beidem etwas. Für meinen Fußmarsch auf Flores hatte ich vorgesorgt: Noch an Deck mit Sonnenöl Schutzfaktor 30 eingerieben, dazu leichte Kleidung angezogen. Da ich aber vermutlich 134 Liter ausgeschwitzt habe, die ich gar nicht so schnell mit Wassertrinken kompensieren konnte, hat sich noch viel schneller mein Sonnenöl verabschiedet. Das hatte ich nicht bedacht. Nachschub? Steht an Deck im Badezimmer. Kurzum: Erster Sonnenbrand an den Armen, im Nacken und im Gesicht, die Haut peilt sich bereits. Peinlich. So etwas will ein Vielgereister sein. Aber in Sachen tropischer Breitengrade bin ich Anfänger. Aber das zählt wahrscheinlich nicht, als Weltreisender habe ich versagt. Also suche ich mir ein schattiges, so weit als möglich kühles Plätzchen an Bord. Und ich ahne, dass ich einen Platz gefunden habe, der mein Lieblingsort werden könnte: Im Bugbereich gibt es ein Deck, das von den meisten Gästen ignoriert wird. Hier gibt es keine Stühle. Aber man kann auf dem Boden sitzen, es ist schattig und die leichten Bewegungen der Wellen, die vom Bug aufgewirbelt werden, erzeugen ein leichtes Meeresrauschen. Sonst ist alles still, wunderbar. Der Sonnenbrand ist schon vergessen.

Montag, 02. Februar: (Darwin / Australien)

Cocktail des Tages: Singapore Sling.

Was für ein Glück. Erster Tag in Australien, erstes Känguru vor der Kamera. Klischee erfüllt, prima. Die australischen Behörden erzählen außerdem, dass es drei Tage lang mehr oder weniger ununterbrochen geregnet habe. Heute scheint die Sonne. Noch mehr Glück. Und Glück ist auch das, wovon Peter träumt. Er staunt, als er erfährt, wie viel solche Profi-Kameras kosten, die mir zweifach um den Hals baumeln und deren Gewicht mich die Temperaturen im australischen Sommer noch intensiver spüren lassen. Aber Peter hatte mich danach gefragt, so kamen wir ins Gespräch, als wir auf einer Bank in der Fußgängerzone von Darwin, der Hauptstadt des Northern Territory, sitzen und die Passanten beobachten. Der 51-jährige kommt eigentlich aus Westaustralien. Von wo genau? „Na ja, aus Westaustralien eben.“ Peter ist Aborigine, sieht sich als Lebenskünstler und kam nach Darwin, um seinen kranken Bruder zu betreuen. Der Bruder ist inzwischen wieder gesund, „und ich würde ja auch bleiben wollen, Mann! Aber ich bekomme keine ‚Identifikation Card‘, die Behörden hier sind sehr streng.“ Das haben auch die Gäste der Columbus feststellen müssen, als die Beamten des Immigration Office kurz nach dem Festmachen an der Pier an Bord kamen und jeden Passagier persönlich sehen wollten, bevor sie den Pass stempelten. Erst nach Erfassen sämtlicher Passagiere und Crewmitglieder wurde das Schiff freigegeben. Außerdem durften keinerlei Lebensmittel an Land gebracht werden, bei der

Rückkehr wurde man kontrolliert wie am Flughafen. „Na ja“, sagt Peter, „eigentlich gefällt mir Darwin auch nicht besonders. Das Bild der Stadt verändert sich ständig, das mag ich nicht.“ Tatsächlich hat Darwin sein Gesicht in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt. Denn die Stadt liegt im Bereich der Tropenstürme, die hier regelmäßig vorbeiziehen. 1974 war einer von ihnen – Tracy – so stark, dass fast neunzig Prozent der Stadt zerstört wurden, über 60 Menschen kamen ums Leben. Die Erinnerung an diese Zerstörung sitzt so tief, dass noch heute in Darwin die Zeitrechnung nach Tracy bestimmt wird: b.T. = before Tracy, a.T. = after Tracy. Nach langem Zögern entschied man sich damals dennoch für einen Neuaufbau, das Gesicht der Stadt ist damit aber kaum älter als dreißig Jahre.

Als ich ein Bild von Peter und seinem Freund Steve mache, sagt er: „Wenn du das Bild herumzeigst, sage allen: ‚Das sind die wahren Besitzer Australiens sind!‘“ Er schmunzelt und nippt an seiner Cola.

Columbus-Logbuch 05

Dienstag, 03. Februar, auf See.

Cocktail des Tages: Manhattan.

Wir haben drei Seetage vor uns. Da ist viel Wasser um uns herum. Nur ab und an lugt mal ein Inselchen – meist unbewohnt – aus dem 30 Grad warmen Nass. Kein Schiff weit und breit. So beißt man am Morgen ins Laugenbrötchen, starrt in die Ferne und fragt sich: Was machen? Natürlich, auf einem Kreuzfahrtschiff macht man vor allem Urlaub, und im Urlaub kann man auch nichts tun. Aber das hält ja niemand auf Dauer aus. Dabei frage ich mich: Von was machen die Reisenden eigentlich Urlaub? Der Großteil dürfte längst im Pensionsalter sein. Man müsste demnach ein neues Wort erfinden, wie man Urlaub im Ruhestand nennt. Suburlaub? Egal, an Bord macht man Urlaub. Ein Blick in das Tagesprogramm, das jeden Abend für den Folgetag auf der Kabine liegt, macht klar: Langeweile gibt es an Bord ohnehin nicht.

Der Tag ist vom Frühaufsteherfrühstück ab 6.30 Uhr bis zum Mitternachtssnack durchgeplant. Da bietet Sarah zunächst ein gemeinsames Frühstück für Alleinreisende an, wer's aktiv mag, kann mit Silke Stretching-Übungen in der Lounge oder Wassertreten im Pool machen. Für die Bildungshungrigen erzählen die Lektoren Gabi und Gerd über Vulkanlandschaften oder über die Gesellschaftssysteme auf Papua Neu Guinea, danach lädt wieder Sarah zum Postkartenbasteln in die Weinbar ein (dazu werden Columbuskataloge zerschnippelt), der Kapitän verrät bei einer Brückenführung, dass man durchschnittlich vier Mal im Jahr ein Schiff versenken würde, verlasse man sich nur auf GPS und nicht auch auf die „alten“ Seekarten, bevor dann – wie jeden Tag auf See – die Glocke und das Schiffshorn um Punkt 12 Uhr den nautischen Tagesbeginn einläuten und der Kapitän oder der erste Offizier mit einem „Wuuunderschönen Guten Mittag“ die Gäste begrüßt und sie mit ein paar Infos zur Route, Wetter etc. anfüttert. Dann ist noch nicht mal der halbe Tag vorbei. Wem das trotzdem noch zu wenig ist, rennt entweder seine Bahnen auf dem Laufband, spielt Karten, Kniffel oder Bingo, schätzt, wie viele Nudeln sich in einem Glas befinden, liest ein Buch, guckt aufs Wasser oder – macht nichts.

Oder man beobachtet. Denn Gäste auf einem Kreuzfahrtschiff sind ein eigener Mikrokosmos, ein buntes Mosaik, das sich von Reise zu Reise neu zusammenfügt. Da kommen diejenigen zusammen, die schlicht eine Reise machen, viel lesen, gerne plaudern, sich auf die Ausflüge freuen. Mit ihnen führt man angenehme Gespräche, sitzt mal bei einem Kaffee zusammen, läuft gemeinsam ein paar Schritte bei einem Ausflug, schnackt ein paar Takte auf der Treppe. Für Reportagen ist das natürlich wenig Futter. Denn die wahren Geschichten erzählen andere. Entweder wortwörtlich – dann spricht man von Reisenden mit ‚Rededurchfall‘ – oder durch ihre Präsenz.

Da sitzt der ergraute Herr stets mit seiner Mutti zusammen und kippt mittags sein erstes Bierchen. Sie starren auch gemeinsam aufs Meer, manchmal auch auf den Pool. Ein anderer Herr dagegen hält sich an Orangensaft oder Tee, sitzt gerne in einer Ecke neben Papi, dreht ab und an eine Runde und redet nicht viel. Man hofft, dass es nicht immer das gleiche Poloshirt ist, das er trägt, sondern Grün seine Lieblingsfarbe ist. Auch die andere Dame spricht nicht viel. Grundsätzlich läuft sie liebevoll mit ihrem Mann händchenhaltend über die Decks, aber das Reden übernimmt grundsätzlich er, allenfalls nickt sie zustimmend. Auch das Grüßen macht sie

davon abhängig, ob auch er grüßt. Ein anderer Herr scheint die Welt ausschließlich über Displays wahrnehmen zu wollen, wahlweise über das des Fotoapparates oder das der Videokamera. Aber bei ihm baumelt auch ein blaues Schlüsselband. Man kennt die Welt. Jetzt muss sie noch festgehalten werden. Und wenn man einfach nur dasitzen möchte? Vielleicht mit einen Blick in ein Buch oder in die Zeitung? Geht auch, wirkt komisch, aber ist irgendwie okay.

Was nach gut anderthalb Wochen noch auffällt: Es ist etwas rustikal an Bord. Ich bin mir noch nicht sicher, ob es daran liegt, dass es eine All-Inclusive-Reise ist, Getränke also im Reisepreis inbegriffen sind und man deswegen gerne schon zum Frühstück einen Sekt trinkt, spätestens beim Mittagessen sein erstes Bier und abends nicht nur einen Cocktail. Der HIC, der Hotel Inventory Controller – zu Deutsch: der Proviantmeister – weiß zu berichten, dass bei einer solchen Reise der Tagesverbrauch an Getränken von etwa 2,5 auf 3,5 Tonnen steigt. Nicht unerheblich. Normalerweise ist eine Reise entweder wein- oder bierlastig. „Bei einer All-Inclusive-Reise“, sagt der HIC, „sind wir nur lastig.“

Auch am Tisch im Restaurant ist man in Sachen Tischsitten etwas großzügiger. Da greift man beherzt einmal quer über den Tisch, um an das Salz oder das Brotkörbchen zu kommen, prostet seiner Gattin bereits zu, während den anderen Gästen noch eingeschenkt wird, zerstört binnen Mikrosekunden die Dekoration auf dem Teller, ehe man sie auch nur eines Blickes gewürdigt hat. Man unterhält sich über Schweinebraten am Sonntag mit der Familie, den nächsten Skiurlaub in der Schweiz, über die Firma des Sohnes, die immer weiter expandiert, über Fußball (ausgerechnet mit mir, der gerade mal weiß, dass Hoffenheim die Bundesliga anführt, weil es eben Hoffenheim ist und nicht Bayern München). Oder man schwelgt noch mal gemeinsam in den Erinnerungen der letzten Ausflüge: Sehr freundlich die Einheimischen, doch doch, muss man sagen. Vor allem die Kinder, herzlich, wirklich. Gut, etwas schmutzig, aber dafür war es in Darwin sehr sauber. Auch an einem Tisch entsteht ein ganz eigener Mikrokosmos. Man muss wissen: Man sucht sich seine Tischpartner nicht selbst aus, das erledigt der Maitre für einen. Natürlich versucht er zu berücksichtigen, möglichst kompatible Tischgenossen zusammenzusetzen. Kein leichter Job, ist es doch ein Puzzle mit unbekanntem Motiv, das er vor allem aus Erfahrung zusammensetzt. Manchmal klappt's, manchmal weniger. Unterhaltsam ist es allemal, es kommt nur auf die Perspektive an.

Donnerstag, 05. Februar, auf See.

Cocktail des Tages: Tequila Sunrise.

Dritter Tag auf See, man ist früh auf den Beinen, wir durchqueren auf dem Weg nach Papua Neu Guinea die Torres-Straße. Die nur etwa 185 Kilometer breite Meerenge, zwischen der Nordküste Australiens und Papua Neu Guinea gelegen, formte sich, als der australische Kontinentalsockel sich vor rund 8000 Jahren absenkte. Das Wasser ist mit etwa 20 Metern Tiefe relativ flach, die Farbe ändert sich zu türkis, ab und an ziehen Fliegende Fische ihre Bahnen knapp über der Wasseroberfläche, ihre Flügel schimmern im Licht der Sonne, die doch ein paar Strahlen den Gästen anbietet. Immer wieder tauchen kleine Inseln auf, die erkennbar unbewohnt sind, Untiefen machen die Torres-Straße zudem zu einer schwierigen Fahrrinne. Ein altes Schiffswrack in unmittelbarer Nähe einer Insel zeigt, dass selbst erfahrenes Navigieren auch schief gehen kann. Die Columbus hat seit Darwin einen australischen Lotsen an Bord, der das Schiff bis

Brisbane begleiten wird. „Ich weiß gar nicht, wie oft ich diese Straße schon durchquert habe“, erzählt er in breitem Aussislang. „Ich glaube, ich kenne hier jede Welle.“ Das beruhigt.

Freitag, 06. Februar, Port Moresby / Papua Neu Guinea

Cocktail des Tages: Pina Colada.

Viele Seefahrer sind die Torrestraße hinaufgesehelt, auch James Cook untersuchte die Meerenge gründlich. Aber erst Ende des 19. Jahrhunderts fand Captain John Moresby eine Öffnung im Korallenriff und landete auf Papua Neu Guinea. Die geschützte Bucht auf einer Halbinsel, in der er vor Anker ging, bekam schließlich den Namen Port Moresby. Heute ist die Hauptstadt modern, aber die Straßen werden von Palmen, Mango- und Flammenbäumen, Hibiscus und Bougainvillea gesäumt, die Strände sind lang und weiß, das Wasser ist türkis, im Hochland wächst einer der besten Kaffees der Welt. Ein Landschafts-Traum, um den sich auch die Kolonialisten aus Deutschland, Holland und England stritten. Aber nicht für jeden ist es ein Traum.

Anderson schlägt die alten Korallenmuscheln auf einen Stein, bricht sie auseinander und sammelt die kleinen Muscheln, die er darin findet. „Daraus mache ich Ketten“, sagt er. „Verkaufst du sie?“, frage ich den Zehnjährigen. „Nein“, antwortet er knapp. „Die mache ich nur für mich.“ Ich schaue ihm eine Weile zu, laufe schließlich am Ela-Beach weiter, Anderson begleitet mich ein paar Schritte. „Du erinnerst mich an meinen Vater“, sagt er plötzlich. „An deinen Vater?“, frage ich verwundert. „Na ja“, schmunzelt er, „nicht wegen deiner Haut. Aber wie du läufst und sprichst.“ Ich frage ihn, was mit seinem Vater sei. „Er ist tot.“, sagt er knapp und kurz. Anderson schaut auf das Meer: „Er wurde vor einigen Jahren ermordet, niemand weiß, warum.“ Er bricht wieder eine Koralle auf. „Fehlt er dir?“, frage ich ihn. „Ja“, sagt er wieder knapp und kurz. Und deine Mutter? „Die mag mich nicht besonders. Sie hat wieder geheiratet, aber ich mag den Mann nicht.“ Wir laufen weiter den Strand entlang. „Wo wohnst du?“, fragt er mich. „Zur Zeit auf einem Schiff. Aber ich komme aus Deutschland.“ Er überlegt, Deutschland sagt ihm nichts. „Kann ich mit dir kommen?“, fragt er mich. „Nach Deutschland?“ – „Warum nicht?“ – „Und was willst du dort machen?“ – „Zur Schule gehen. Und dann Pilot werden.“ Das ist sein Traum, weiße Strände sind für ihn normal. Ich versuche ihm zu erklären, dass das nicht so leicht sei, einfach mitzukommen. „Doch, das geht schon irgendwie“, sagt er. Wir laufen noch lange gemeinsam am Strand entlang, kommen in der Stadt an einem Markt vorbei, auf dem überall Betelnüsse verkauft werden, einzelne Zigaretten oder eine Handvoll Erdnüsse. Als wir vor der Columbus stehen und Anderson den Security-Bereich am Hafen sieht, versteht er, warum es nicht so einfach ist, mitzukommen. Er nestelt in seiner Hosentasche und reicht mir eine der kleinen Muscheln: „Als Erinnerung an Port Moresby“. Er schaut noch mal zum Schiff, winkt kurz, lächelt und geht, ohne sich noch mal umzudrehen. Ich schaue ihm noch lange nach.

Am Nachmittag laufe ich zusammen mit den beiden Jazz-Musikern Detlev und Julia noch einmal am Ela-Beach entlang. Anderson sehen wir nicht. Wir fragen einen Mann, der zwei Bilder unter dem Arm geklemmt hat, nach dem Weg auf einen Hügel, von wo aus man eine schöne Sicht haben soll. Wir kommen ins Gespräch, schließlich lädt Ratoos, so stellt er sich vor, uns in sein kleines Hüttendorf ein, das am anderen Ende der Halbinsel direkt am Meer liegt. Der Dorfvorsteher begrüßt uns, Ratoos uns seine Hütte, das zugleich sein Studio ist, präsentiert stolz seine Werke. Fast alle Dorfbewohner haben sich versammelt, wollen die Gäste sehen. Auch ein

Wildschwein und zwei Hunde gesellen sich dazu, schnuppern ein wenig herum. Ratoos spricht sehr gut Englisch, er ist in Australien aufgewachsen, verkauft seine Bilder über eine australische Galerie. „Das Geschäft läuft ganz gut“, sagt er. „Aber deswegen werde ich mein Leben hier nicht aufgeben. Die Gemeinschaft ist mir wichtig.“ Ratoos und die Dorfbewohner bedauern, als wir zurück auf das Schiff müssen. Auch wir bedauern es, die Stimmung ist ein bisschen wehmütig.

Als wir auf die Columbus zurückkommen, werden die Leinen losgemacht. Die Auslaufmusik ertönt, die Gäste stehen an der Reling und winken den Menschen, die am Hafen stehen und die Reisenden verabschieden. Kaum einer, der am Hafen steht, wird wahrscheinlich verstehen, woher die Columbus kommt und wohin sie jetzt fährt. Gleich wird es an Deck, in wunderbarer Blauer Stunde, einen Barbecue-Abend geben, die Bordband spielt dazu. Ein Kontrast, der verkraftet werden will. Detlev, Julia und ich stehen auch an der Reling, aber auf der anderen Seite, schauen zur Halbinsel in die Dämmerung, ungefähr in die Richtung, wo das Hüttendorf liegen müsste. Strom gibt es dort nicht. Wir winken und stellen uns vor, dass dort Ratoos mit seiner Familie steht und auch winkt. Und vielleicht steht am Strand Anderson.

Sonntag, 08. Februar, Cairns / Australien.

Cocktail des Tages: Mai Tai.

Nach einem weiteren Seetag erreichen wir wieder den fünften Kontinent, nach Papua Neu Guinea kommt es uns wie eine andere Welt vor. Dass das Wetter unbeständig ist, daran gewöhnen wir uns so langsam. Und man kann sich darüber hinwegtrösten, dass Regen zum Regenwald dazugehört. So plätschert es immer wieder mal, als die Fahrt mit der Skyrail, der längsten Schwebbahn der Welt, den Blick frei gibt auf dichten Regenwald und den Barron-Wasserfällen, die so viel Wasser führen wie seit Jahren nicht mehr. Im angrenzenden Kuranda-Park wird es putzig. Bisher hatte ich nur darüber gelesen: Koalas sollen ja so süß sein. Ich bekenne: Koalas sind ja so süß. Wie die Kletterbeutler da im Baum hängen, oder „stoned“ vom vielen Eukalyptus lethargisch dahocken, um möglichst wenig Energie zu verbrauchen. Niedlich, also wirklich. Nicht viel unternehmungslustiger liegen die Kängurus herum, zucken nicht mal mit der Wimper, wenn man ihnen das Weitwinkelobjektiv fast direkt auf die Schnauze drückt. Putzig.

Dienstag, 10. Februar, Whitsunday Islands / Australien.

Cocktail des Tages: Plunter's Plunch.

Erstaunlich eigentlich, dass James Cook mit seinen bescheidenen Navigationsmöglichkeiten seine „Endeavour“ nur einmal auf Sand gesetzt hat. Denn das Great Barrier Reef, das er 1770 entdeckte, ist mit einer Länge von 2300 Kilometern und rund 3000 Einzelriff das größte Korallenriff der Welt und zieht sich von der Torres Straße vor Papua Neu Guinea entlang des Bundesstaates Queensland bis nach Fraser Island. Das Great Barrier Reef bildet einen weitgehend geschlossenen Wall, das nur in zehn Passagen eine Einfahrt in die Lagune ermöglicht. Genug Chancen also, Schiffe zu versenken. Aber die Columbus hat modernste Navigationstechnik und noch immer den australischen Lotsen an Bord. Wenig abenteuerlich also.

Und was liest man nicht alles über das Great Barrier Reef: Türkisblaues Wasser, die weißesten Strände, die farbenprächtigsten Korallen, 400.000 Meerestiere, rund 1500 Fischarten etc. pp. So

muss es hier wohl aussehen – wenn nicht Regenzeit ist und die Sonne es nur mühsam schafft, sich durch die Wolken zu kämpfen. Aber es müssen ja nicht immer die Traumbilder aus dem Reisekatalog sein. Reden wir uns ein. Und so saust der Katamaran mit 25 Knoten rund 50 Seemeilen aufs Meer hinaus zu einer Tauchplattform. Schwupps ist auch die Sonne da. Ich streife mir wie alle anderen Schnorchelwilligen ein knallfarbiges Ganzkörperkondom über (gegen gefährliche Quallen, die zu dieser Jahreszeit auftreten können), spucke in die Taucherbrille und gleite ins Wasser. Dass der Regen und die bewegte See der letzten Tage die See etwas trübe gemacht haben und auch die Korallen nur schwach leuchten, habe ich schon vergessen, als Schwärme von blau-weiß-gelb gestreiften Engelsfischen, rot-blauen Harlekinfischen und bunten Papageiefischen vorbeischweben und schließlich noch ein großer silbrig schimmernder Barrakuda meinen Schnorchelweg kreuzt. Schön, dass meine Kamera nicht unterwassertauglich ist und ich mich nicht durch das Fotografieren ablenken lasse. Und irgendwie scheinen viele Tiere in Australien putzig zu sein, selbst die Fische.

Columbus-Logbuch 06

Donnerstag, 12. Februar: Brisbane, Australien.

Cocktail des Tages: Swimming Pool.

Es erinnert ein wenig an Hamburg: Die Einfahrt ist relativ schmal, links und rechts des Ufers ziehen sich Industrie- und Kaianlagen entlang, dazwischen tauchen größere Grünflächen auf, die Flugzeuge schweben knapp auf den nahen Flughafen ein. Die Durchfahrt durch den Brisbane-River am frühen Morgen dauert gute anderthalb Stunden, der Wind bläst noch immer kräftig. Als wir an der Pier festmachen, steht eine ältere Dame auf dem Balkon, winkt und schwenkt eine Fahne: „Welcome!“ steht in großen Lettern darauf.

Mit den rasanten Fährbooten, Citycats genannt, fahre ich den Brisbane River hinauf in das Stadtzentrum. Brisbane, Hauptstadt des Bundesstaates Queensland, hat, so ist zu lesen, das schönste Wetter in Australien: Durchschnittlich über 300 Sonnentage. Schade, dass wir einen der 65 verbliebenen Tage erwischt haben. Trotzdem bietet die Stadt einen schönen Mix aus geschäftiger Wolkenkratzerkulisse, beschaulichem Großstadtflair und einer guten Portion „Hang-Loose“.

Da dieser Abschnitt der Weltreise sich langsam dem Ende zuneigt, wird es wieder Zeit für den Weiß-Blauen Frühschoppen, das hat Tradition, ohne ihn gäbe es eine Meuterei unter den Gästen. Heute aber wird der Frühschoppen auf den Abend verlegt und in Dämmerchoppen umbenannt. Kaum hat die Columbus den Hafen verlassen, stimmt die Band zünftige Musik ein, das Bier wird frisch gezapft, das Fleisch brutzelt auf dem Grill – und im Takt schlagen nun auch Wind und Regen ein kräftiges Lied an. Der Sturm übernimmt das Regiment, kurzerhand werden die „Zelte“ an Deck abgebrochen, die Party geht im Palmengarten weiter, die Stimmung ist weiterhin ausgelassen. Als Michael, der so genannte Alleinunterhalter, „Ich war noch niemals in New York“ von Udo Jürgens anstimmt, gibt es bei einigen Gästen kein Halten mehr.

Kurz nach Mitternacht liegen deswegen die meisten Gäste in ihren Kojen, als es noch zu einer besonderen Begegnung auf See kommt: MS Europa und MS Columbus kreuzen ihre Routen nur wenig voneinander entfernt. Beide Schiffe schalten ihre Festbeleuchtung ein, ein paar Gäste winken sich gegenseitig zu, nur wenige Minuten später ist alles vorbei und beide Schiffe verschwinden wieder in die Dunkelheit.

Freitag, 13. Februar: auf See.

Cocktail des Tages: Tom Collins.

Hätte nicht gedacht, dass mein Tinnitus zu etwas gut sein könnte, das leichte Piepen im linken Ohr ist ja eher lästig. Aber Seekrankheit entsteht nun einmal im Ohr. Durch das Schwanken kommt der Gleichgewichtssinn, der über die Ohren gesteuert wird, durcheinander, was zur Übelkeit führt. Bei einem Tinnitus ist der Gleichgewichtssinn aber eh ein wenig im Eimer, also wird man kaum seekrank, so erklärte es mir mal mein Hausarzt. In der Nacht also bin ich wieder meinem Tinnitus dankbar. Denn bei einer Wellenhöhe von zwei bis drei Metern kämpft sich die Columbus hart durch die Wellen, der Wind peitscht mit Windstärke sechs bis sieben über das

Deck und wirbelt die Gischt um das Schiff auf. Zwei- bis Dreimeterwellen sind eigentlich nicht der Rede wert, solange sie von achtern (also von hinten) kommen. Heute aber schlagen sie von schräg vorne gegen den Bug, das lässt das Schiff ordentlich stampfen (um die Querachse) und rollen (um die Längsachse). Beidrehen – womit in der Seemannssprache gemeint ist, Geschwindigkeit und Kurs so zu verändern, dass das Schiff optimal zum Seegang und möglichst ruhig liegt – ist wegen des vorgegebenen Kurses nicht möglich.

Liegt die Kabine, so wie meine, zudem vorne, hat man in der Nacht besonders viel Spaß: Man hört die Wellen gegen die Schiffswand schlagen, die Armaturen, das Interieur der Kabine knarren. Immer wieder kracht und poltert es, der Wind pfeift schrill um die beiden Bullaugen, auf die auch mal die Gischt klatscht, im Badezimmer rutscht irgendetwas aus dem Regal, ich beschließe, erst am Morgen nachzusehen und im Halbdelirium weiterzudämmern. An Schlaf ist kaum zu denken. Am Tage dann ist das Wetter kaum besser und an Deck ist es merklich ruhiger als sonst. Entweder liegen die Gäste noch in der Koje und träumen vom flachen Land oder man verbringt die Zeit unter Deck. Tische und Stühle im Palmengarten sind festgezurr, zusätzlich Tauen gespannt, an denen man sich festhalten kann, der Pool ist mit einem Netz abgehängt, sein Wasser schwappt heftig hin und her, im Treppenhaus hängen – für alle Fälle – Spucktüten. Das Meerwasser, das der Wind in der Nacht über die Reling gekippt hat, hinterlässt einen Film von Salzkruste.

Samstag & Sonntag, 14. & 15. Februar: Sydney, Australien.

Cocktail des Tages: Welcome to Columbus, Brandy Alexander.

Mit Sydney ist wie mit den Koalas. Es heißt, Koalas seien niedlich. Und sie sind niedlich. Es heißt, Sydney sei eine wunderschöne, wenn nicht sogar die schönste Stadt der Welt. Und sie ist eine wunderschöne Stadt! Und das sogar bei Regen. Schon in Brisbane hatte ich ja der Statistik misstraut: Rund 300 Sonnentage im Jahr! Natürlich. In Sydney aber haben wir laut Statistik noch größeres Pech: Dort soll an rund 342 Tagen die Sonne scheinen, und gleich zwei der verbleibenden 13 Tage hat die Stadt sich für uns aufgehoben. Aber so erinnert mich Sydney an Hamburg: Beides finde ich auch bei Regen toll. Aber natürlich hatte ich es mir anders gewünscht.

Fotojournalisten sind schließlich unangenehme Zeitgenossen, wenn es um gute Bilder geht. Dann fallen sie durch impertinenten Egoismus auf. Schon Tage vor der Ankunft in Sydney war in der Zeitung zu lesen (die WELT wird in Auszügen per Satellit auf das Schiff gebeamt und in handlichem Format ausgedruckt): Schwere Waldbrände im Süden Australiens mit verheerenden Folgen. Ich gebe zu: Nach all den vielen Regentagen kam mir neben dem Bedauern um die Opfer auch der Gedanke: Okay, dann scheint aber wenigstens die Sonne. Diese Gedanken sollten mir zum Verhängnis werden. Bei der Einfahrt frühmorgens in Sydney halten die Wolken noch dicht, die Sonne erbarmt sich sogar für ein paar Augenblicke und schickt sanftes Licht hinter die berühmte Oper. Doch dann ist alles wie gehabt: Es regnet. Bei der kleinen Stadtrundfahrt erklärt Reiseleiterin Marlis: Touristen finden Regen natürlich doof (richtig!), natürlich hätten sie gerne Sonne (auch richtig! Wie oft komme ich schon nach Sydney?), aber für uns Aussies ist Regen ein Segen, gerade jetzt bei den Waldbränden (Grummel, ja doch...).

Also erkunde ich Sydney bei Regen, was, wie ich schnell feststelle, auch seine Reize hat. Denn es ist ja noch warm, und auslandende Dekolletees gehören in Australien, zumindest in den Großstädten, offensichtlich zur „Australian Corporate Identity“. Das macht das Flanieren in Sydney natürlich noch angenehmer. Auch im Queen Victoria Building, 1890 im Stil eines byzantinischen Palastes als Markthalle erbaut und vom französischen Modeschöpfer als das ‚schönste Einkaufszentrum der Welt‘ gepriesen, lässt sich dem Regen gut entfliehen. Vor einer der unzähligen Cafés fällt die Auswahl an Kuchen mit verheißungsvollen Namen nicht leicht: Lemon Cheese Cake, Chocolate Mud Cake, Black Forest, Apple Crumple, Macadamia Biscuit, aber auch eine Sacher Torte darf es sein. Vor den Toren des prunkvollen Gebäudes steht, ausgerechnet vor der Statue der Königin Victoria, ein Erleuchteter und ruft mit der Bibel in der Hand auf, ihm auf den Weg Jesu zu folgen. Beeindruckend die Inbrunst, vor allem angesichts des strömenden Regens. Vor lauter Regenschirmen ist er kaum auszumachen.

Bei meinem weiteren Spaziergang erliege ich den üblichen Tollpatschigkeiten eines Neulings, der sich in einem Land mit tiefer britischer Tradition bewegt: Auf der Rolltreppe wundere ich mich, dass sie nicht anläuft, als ich hinauflaufe, um dann etwa in der Mitte festzustellen, dass ich wieder nach unten fahre, als oben ein Sydneysider (so nennen sich die Einwohner von Sydney) die Treppe in Bewegung versetzt. Tücken des Linksverkehrs. Auch auf dem Gehweg weiche ich grundsätzlich in die falsche Richtung aus (nach rechts natürlich, linke wäre auch hier richtig). Gefährlich wird es beim Überqueren der Straße, wenn man hier in die falsche, pardon: in die andere (denn „falsch“ ist es ja nur für mich) Richtung schaut und sich auf die freie Straße verlässt... Offenbar kommen auch hin und wieder Sydneysider durcheinander, dann steht in großen Lettern auf der Straße, in welche Richtung man schauen muss.

Und dann treffe ich noch Tony (ein Name, der so verbreitet zu sein scheint wie bei uns Michael oder Thomas), der auch schon mal in Deutschland war: in Mannheim. Von Sydney nach Mannheim, das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen. Tony steht mit seiner Frau Melissa am Stand des kleinen Marktes gegenüber dem Kreuzfahrtterminal. Er verkauft selbst gestaltete T-Shirts mit stilisierten Kängurus oder Koalas. Genau, diese niedlichen Beuteltiere. Tony und Melissa stehen für das, worauf Australier stolz sind, wenn sie etwas verkaufen: Auf eine Art australischen „Fair Trade“. Auch Tony weist bei seinen T-Shirts darauf hin: „Made in Australia! Not in China, man!“ Das fällt auch bei den Souveniershops auf, die es an allen noralgischen Touristikpunkten gibt. Große und kleine Plüsch-Koalas, Plüsch-Kängurus, Didgeridoos, Bumerangs, T-Shirts oder Schlüsselanhänger mit „I love Sydney“ oder „No worries“ (das australische Pendant zu „No Problem“) und was aus Touristensicht sonst noch Australien ausmacht, liegen in vollen Regalen aus. Auf der einen Seite des Regals sind die Produkte deutlich günstiger. Das Etikett verrät: Designed in Australia. Made in China. Auf der anderen Seite: Designed in Australia. Made in Australia. Und ist es ein hochwertiges T-Shirt, wie die von Tony, wird noch einer draufgesetzt: Printed in Australia. Und so viel „Australia“ kostet auch mindestens das Doppelte.

Unübertroffen ist der Blick, der sich mir am Abend bietet. Ich sitze in einem Restaurant auf der Terrasse, labe mich an einer kleinen Seafood-Platte, anschließend an herrlichem Krokodil mit viel Ingwer und Knoblauch, trinke dazu ein Gläschen australischen Chardonnay und habe Blick auf die Harbour-Bridge, die Oper und die Columbus in der Nacht. Eine Atmosphäre, die selbst Sydneysider noch so sehr schätzen, dass sie sogar den einsetzenden Platschregen ignorieren, unter

den großen Sonnensegel etwas enger zusammenrücken und weiter am Valentinstag in trauter Zweisamkeit die Stimmung genießen. Auch ich sehe den Regen nicht mehr. Als wir am nächsten Abend den Hafen und damit die grandiose Kulisse verlassen, durch die Sydneybucht gleiten, vorbei an den idyllischen Stadtteilen wie Rose Bay oder Watsons Bay, verstehe ich so langsam, warum Sydney für Viele die schönste Stadt der Welt ist.

Als es wieder zu tröpfeln beginnt und wir am Hafenbecken der Marine vorbeifahren, erinnere ich mich an die Zeitungsmeldung von gestern: Marinetaucher in Sydney vom Hai angefallen und schwer verletzt. Auch am berühmten Bondi-Beach wurde vor ein paar Tagen ein Surfer von einem Hai angegriffen. Dabei besagt die Statistik: Es ist fünfzehn Mal wahrscheinlicher von einer herabfallenden Kokosnuss erschlagen als von einem Hai getötet zu werden. Aber in Sydney scheint statistisch ja auch an 342 Tagen im Jahr die Sonne. Und am Bondi-Beach stehen ohnehin keine Kokosnusspalmen.

Montag, 16. Februar: Auf See.

Cocktail des Tages: Summary.

Gestern war es wieder soweit. Da kamen sie, die Neuen. Von Sydney bis Auckland im Norden Neuseelands verläuft der nächste Reiseabschnitt. Vor knapp drei Wochen war alles anders (siehe Blog 04). Nun sind wir, die Weiterreisenden, diejenigen, die mit diesem besonderen Blick, dieser betont lässigen Haltung an der Reling stehen, herab blicken, das Treiben unter uns an der Gangway beobachten und sagen: „Guck mal. Da kommen sie. Die Neuen.“ Und wir meinen „Die sind noch etwas Grün hinter den Ohren“. Mir völlig egal, ob sie schon mehrmals auf der Columbus oder einem anderen Kreuzfahrtschiff waren. Für mich sind sie alle neu, und damit sind wir ihnen einen Schritt voraus. Ein ganzer Triumph. Und natürlich kommen auch wieder die Insignien der Weitgereisten, der Erfahrenen ins Spiel: Das orangefarbene Schlüsselband mit dem Schiffsnamen und der Schlüsselkarte, das es nun auch wahlweise in Blau gibt. Sie baumeln an der Brust – oder sie baumeln nicht, dann hat man sich geoutet. Oder man bestellt im vom Maitre neu zusammen gewürfelten Restaurant am Tisch zaghaft ein, zwei Gänge, um bei knurrenden Magen feststellen zu müssen, dass die Speisekarte um die zehn Gänge bereit hält, die man auch ohne schlechtes Gewissen bestellen kann. Anfängerpech. Und jetzt, an diesem herrlichen Sonntag, liegen sie an Deck und erholen sich vom Jetlag. Oder machen einen Rundgang, wieder mit diesem fragenden Blick des Noch-nicht-ganz-angekommenen und der unbeholfenen Art des Aber-unbedingt-dazugehören-wollenden. Es scheint sich von Reise zu Reise zu wiederholen. Ich stelle fest: Die Neuen wirken auf mich fremd. Man hatte sich nach knapp drei Wochen an die anderen Gesichter gewöhnt, bildete eine Art Gemeinschaft. Nun gibt es neben ein paar bekannten Gesichtern (die Weltreisenden, die Weiterfahrer...) so viele neue, von denen man irgendwie das Gefühl hat, dass sie nicht hierher gehören. Eindringlinge sozusagen. Es wird nicht mehr lange dauern, und dann sage ich auch: „Ich gehe nach Hause“, wenn ich von einem Ausflug an Land zum Schiff zurückgehe.

Kapitänswillkommenscocktail. Ein schönes Wort, das man gerne Deutsch lernenden Ausländern zum Lesen geben möchte. Aber dahinter verbirgt sich eine Tradition auf Kreuzfahrtschiffen: Am ersten Abend einer neuen Reisetappe werden die neuen Gäste per Handschlag vom Kapitän begrüßt, es werden ein paar Worte gewechselt („Guten Abend Herr Kapitän, schön, Sie kennen

zu lernen“, „Hallo Herr Kapitän, da sind wir wieder! Sie erinnern sich bestimmt noch...!“, „Mensch alter Junge, was haben wir uns lange nicht gesehen!“), Sekt und Cocktails gereicht (auf Kosten des Hauses, was bei einer Nicht-mehr-all-inclusive-Reise natürlich einen größeren Reiz hat) und schließlich die leitende Crew und Lektoren vorgestellt. Und es ist an Bord der Columbus der einzige Abend, an dem man sich in Schale schmeißt („Kleidungsvorschlag für den Abend: ab Cocktail festlich“), ansonsten bevorzugt man es eher leger („Kleidungsvorschlag für den Abend: Gepflegte Freizeitkleidung“).

Zu später Stunde zieht plötzlich Rauchgeruch durch das Schiff. Besorgte Passagiere melden sich an der Rezeption, schließlich sind nach der obligatorischen Seenotübung zu Beginn jeder Reise alle sensibilisiert: Gerade Feuer an Bord ist einer der größten Gefahren für ein Schiff. Der Kapitän klärt jedoch über Lautsprecher auf: Der Geruch kommt nicht vom Schiff – sondern zieht von den Buschfeuern vom Land auf das Meer und über die Klimaanlage in das Schiff. Und das, obwohl wir viele Seemeilen vom Land entfernt sind. Und ich wollte unbedingt Sonne für meine Fotos.

Columbus-Logbuch 07

Mittwoch, 18. Februar 2009: Devenport, Tasmanien / Australien.

Cocktail des Tages: Margarita.

Spring, hüpf, kratz, guck. Das sind sie wieder, die niedlichen Tierchen mit dem Beutel. Da die Insel Tasmanien bis zur letzten Eiszeit vor etwa 12000 Jahren noch zum australischen Festland gehörte und sich erst durch das Abtauen der Gletscher und mit dem Ansteigen des Meeresspiegels die trennende See bildete, sind Kängurus auch hier heimisch. Und so dösen sie meist faul in der Sonne oder im Schatten, kratzen sich hektisch unter den Achseln oder am Beutel, springen und hüpfen durch die Gegend und gucken verdutzt auf die Leutchen, die sich ihnen im unbeholfenen Schleichgang nähern und die Fotolinse auf die Schnauze drücken. Doch, niedlich. Wie auf dem Festland.

Australiens kleinster Bundesstaat liegt etwa 250 Kilometer südlich der Küste Victorias. Der holländische Seefahrer Abel Tasman hat die Insel 1642 entdeckt, daher der Name. James Cook kam hier bei seiner dritten und letzten Reise Ende des 18. Jahrhunderts vorbei und ging noch davon aus, dass es sich um eine Halbinsel handelt. „Tassie“, wie die Insel von den „Aussies“, den Australiern, genannt wird, ist etwa so groß wie Bayern, 40 Prozent der Fläche sind Nationalparks oder Naturreservate, das ganze Eiland lebt von der Schönheit seiner Natur und dem gemäßigten Klima. „Your natural State“ steht entsprechend auf den Nummernschildern der Autos, oder auch „Explore the possibilities“. 1972 wurde in Tasmanien die erste Umweltschutzpartei der Welt gegründet. Ein Ort heißt sogar „Penguin“, in den Wäldern wächst eine Huonkiefer, die mit rund 4000 Jahren der älteste lebende „Erdbewohner“ ist. Da gibt es viel zu entdecken.

Tasmanien, in europäischen Gefilden gerne mit Transsilvanien verwechselt, liegt auch für die meisten Australier irgendwie am Ende der Welt, nicht nur geografisch – gerne amüsiert man sich über den hinterwäldlerischen Charme der Bewohner. Die Tasmanier haben daraus eine Tugend gemacht, sie nehmen sich inzwischen selbst gerne auf die Schippe. Fragt man einen von ihnen, ob er ein echter Tasmanier sei, bekommt man häufig die Antwort: „Ja, und ich kann es mit meiner Narbe beweisen.“ Denn Tasmanier, so wird erzählt, kommen mit zwei Köpfen auf die Welt, einer von ihnen geht aber gleich nach der Geburt verloren. Deswegen sind sie zwar nicht kopflos, aber, nun ja, aufgrund der verkleinerten Hirnmasse ein wenig einfältig.

Donnerstag, 19. Februar 2009: Auf See.

Cocktail des Tages: Blue Sea.

Die Reise ist ein paar Tage alt, die neuen Gäste haben ihre Orientierungstour über die Decks beendet und wichtige Fragen geklärt: Wo ist das Restaurant, wo die Weinbar, wo und vor allem wie kann man E-Mails schreiben, wann sind die Essenszeiten, wer ist für die Beschwerden zuständig, wie programmiere ich das Laufband oder den Crosstrainer, damit ich möglichst schnell wieder die Pfunde verliere, die man sich auf einer Kreuzfahrt anfuttert? Auch der neue Mikrokosmos an Bord hat sich formiert, er ist viel harmloser als auf der letzten Reise. Schade. Aber immerhin gibt es das ältere Paar, das jeden Tag im Palmengarten sitzt. Ob sie sich hier an Bord kennen gelernt haben, ist nicht sicher. Am Anfang jedoch haben sie sich noch lebhaft

unterhalten. Der Sekt am Vormittag hat vielleicht seinen Beitrag dazu geleistet. Nun aber sitzen sie jeden Tag am gleichen Tisch, und schweigen bis auf wenige Ausnahmen, schauen mit leerem Blick auf das Meer, beobachten die anderen Gäste. Man könnte natürlich ein Buch lesen, ein Kreuzworträtsel lösen, mit Silke die Kunst des Serviettenfaltens oder der Sommer-Briefpapiergestaltung erlernen, Magneten basteln, bei Katharina Shuffleboard oder Rommé spielen, mit Gabi auf Seide malen oder sich mit Pilates quälen, Pfeile auf die Dartscheibe werfen, wieder mal die Anzahl der Nudeln im Glas schätzen. Die beiden aber beweisen: Man kann auch nur so dasitzen, auch so vergeht die Zeit.

Dass die Zeit vergeht, merkt man übrigens auch an den Temperaturen, vor allem dann, wenn man an Deck steht, auf das Meer starrt und sich den Pullover überstreift, obwohl die Sonne scheint. Vor wenigen Wochen war das noch anders: In Indonesien keuchte man unter den feucht-heiß Temperaturen, in Darwin an der Nordküste Australiens war es kaum kühler. Doch Darwin liegt näher an Indonesiens Hauptstadt Jakarta als an der australischen Hauptstadt Canberra. Über das Dahindümpeln mit durchschnittlich 16 Knoten (knapp 30 km/h) kann man leicht vergessen, dass das Schiff dennoch enorme Strecken zurücklegt: Seit Bali haben wir in Richtung Süden ganze 40 Breitengrade überquert – das sind 2400 Seemeilen oder 4000 Kilometer. Während es im Norden Australiens nur zwei Jahreszeiten gibt – die Regen- und die Trockenzeit –, sind es im Süden wie bei uns vier Jahreszeiten, nur in umgekehrter Reihenfolge: Winter ist Sommer, Sommer ist Winter. Die Tropen liegen damit schon lange hinter uns, das Wetter ist rauer, unbeständiger und deutlich kühler geworden. Kommt also davon, wenn man großspurig prahlt, der Pullover könne für die nächsten Wochen im Schrank bleiben (siehe Weltreise-Blog 4). Dummerweise hängt meine warme Windjacke auch noch im Schrank. Nicht an Bord, sondern in Hamburg.

Seit Bali haben wir außerdem sechs Mal die Uhr umgestellt, ein Mal zurück, fünf Mal nach vorne und sind Deutschland nun 12 Stunden voraus, was das umrechnen vereinfacht. Wenn die Abenteuer & Reise-Redaktion also morgens die Bürotür öffnet, falten wir gerade nach dem Abendessen die Servietten zusammen und schlürfen einen Digestif. Wenn wir das Frühstücksei aufklopfen, knipst der Letzte in der Redaktion gerade das Licht aus.

Freitag, 20. Februar: Hobart, Tasmanien / Australien.

Cocktail des Tages: Whiskey Sour.

Hobart – das hört sich schon ein bisschen nach Hobbits aus „Herr der Ringe“ an. Und wir sind ja auch schon fast auf dem Weg nach Neuseeland, das für den Film seine grandiose Kulisse bot. Doch die Hauptstadt Tasmaniens zu Füßen des fast 1300 Meter hohen Mount Wellington ist beschaulicher, der Hafen zählt zu einem der schönsten Australiens. Direkt an der Pier liegt das Fish & Chips-Restaurant „Fish Frenzy“. Ein Schild davor irritiert mich: „Please dona feeda da boids.“ Sieht aus wie Englisch, bin mir aber nicht sicher. Andrew Wood, der vor der Tür seines Restaurants eine Zigarette raucht, klärt mich auf: Please, do not feed the birds – Bitte nicht die Vögel füttern. Oha, das ist doch sicher Tassi-Slang, frage ich ihn. „Oh nein“, sagt er, „das ist Englisch.“ Also doch. Nicht nur englisch, sondern viel besser sind dafür seine Fish & Chips, sein Restaurant wurde dafür als das beste in ganz Tasmanien ausgezeichnet. Schließlich verwendet er ausschließlich frischen Fisch. „Und frisch bedeutet frisch“, betont der 55-jährige, „und nicht

frisch eingefroren und frisch aufgetaut.“ Der Fisch kommt außerdem nur aus tasmanischen Gewässern, wird in Bier- oder Tempurateig gewendet und in frischem Öl frittiert. „Es ist nicht einfach nur „Fish & Chips“, es ist schon ein bisschen mehr“, ist Andrew überzeugt und reicht mir ein Glas tasmanischen Sauvignon Blanc, der ausgezeichnet fruchtig nach Lychi und Aprikose schmeckt. Andrews Lieblingsfisch ist übrigens der Blue Eye Fish, der auch Trevalla genannt wird, „nicht zu verwechseln mit Trevally“, wie Andrew betont. Mir sagt beides nichts. Und ob der groß gewachsene hagere Australier mit dem Lockenkopf ein echter Tasmane ist? „Und wie! Ich habe auch noch die Narbe.“

Eine Narbe haben Gabrielle und Luis Ponte nicht, denn sie kommen aus Melbourne. „Eigentlich die schönste Stadt Australiens“, ist Gabrielle überzeugt. „Aber nun sind wir im Ruhestand, und da genießen wir das beschauliche Leben in Hobart.“ Und nach einer kleinen Pause fügt sie noch augenzwinkernd hinzu: „Ich weiß, Tasmanien hinkt allem ein bisschen hinterher. Aber hinter dem Mond leben wir nun auch wieder nicht“. Ob das Leben aber wirklich ruhiger geworden ist, da sind sich Luis und Gabrielle nicht sicher, denn seit rund sechs Jahren betreiben sie einen Antiquitätenladen in der Elisabeth Street, für den sie mehr als 10000 Exponate („es können auch ein paar mehr sein“) zusammengetragen haben. „Nicht auf Auktionen“, wie Luis, der gebürtige Spanier, betont, „sondern alles aus privaten Häusern in Hobart.“ Damit man in Ruhe zwischen Silberlöffeln, Spiegeln, tasmanischem Schmuck, kleinen und großen Möbeln, Bildern und Fotos umherwandeln kann, haben Luis und Gabrielle ein paar antike Tische in ihren Laden gestellt, an denen sie Kaffee, Tee, selbst gebackenen Kuchen oder tasmanischen Käse servieren. Und sollte einem Teller und Besteck oder auch Tisch und Stuhl gefallen, kann man das auch gleich kaufen.

Von der Elisabeth Street kommt man nach einem kleinen Spaziergang zum Battery Point, dem ältesten Viertel der Stadt, in dem einst vor allem Kapitäne und wohlhabende Händler wohnten. Die meisten Häuser und Kneipen sind liebevoll restauriert, verströmen englische Atmosphäre und lassen Australiens Kolonialzeit aufleben. Und genauso britisch wirkt auch die Feierlichkeit der „First Settlers Association“ anlässlich des Jahrestages von Hobart, das von Europäern aus Sydney 1804 gegründet wurde. Vor dem Hunter Street Monument versammeln sich einige wichtige Repräsentanten: Ein Vertreter des Premiers, der Bürgermeister höchstpersönlich, die Bürgermeister einiger umliegender Orte, jeweils ein Vertreter der anglikanischen und katholischen Kirche, ein Polizeioffizier, aber auch ein Vertreter der Tasmanischen Segelschule. Die „Hobart Veterans Brass Band“ spielt ein paar Takte dazu, stimmt die australische Nationalhymne an, jeder darf ein paar warme Worte über die Vorzüge der Kolonisierung Tasmaniens im Allgemeinen und über die Schönheit Hobarts im Speziellen an die kleine Gruppe Versammelter richten, schließlich werden Blumen niedergelegt, Hände geschüttelt und kurz bevor es anfängt zu tröpfeln, löst sich alles auch schon wieder auf. Ein Hoch auf Hobart in 45 Minuten. Das nennt man wohl britisches Understatement.

Samstag & Sonntag, 21. & 22. Februar: Auf See.

Cocktail des Tages: Singapore Sling & Seemanns Fruchtraum.

Nach dem Auslaufen aus Hobart schippert die Columbus in einem leichten Bogen die Küste entlang, vorbei am berühmten Leuchtturm der Südinsel – und dann geht es über die Tasmanische See rund 1000 Kilometer ohne Kurswechsel geradeaus nach Neuseeland. Zwei Tage

lang kein Schiff weit und breit. Kein Land, nicht mal ein kleines Inselchen. Nur ein Albatros schwebt plötzlich wie aus dem Nichts in eleganten Kurven sanft über die Wellen, umkreist das Schiff, folgt ihm eine zeitlang, verschwindet wieder. Der elegante Vogel macht keinen einzigen Flügelschlag, er nutzt seine riesige Spannweite und gleitet mit dem Wind, der mit sieben bis acht Windstärken über das Wasser pfeift und die Gischt aufwühlt. Die Tasmanische See macht ihrem Ruf als raues Meer alle Ehre, auch die Temperaturen rutschen in den Keller, es sind nur noch knapp 10 Grad. Man merkt: Tasmanien ist die letzte große grüne Fläche vor den weiten Eiswüsten der Antarktis, die nur rund 2000 Kilometer entfernt ist. Auf See keine große Entfernung.

Der erste Offizier meldet sich wie gewohnt um 16 Uhr über die Bordlautsprecher, gibt die Position des Schiffes und andere nautische Informationen durch: Entsprechend unserer Position wäre man auf der anderen Seite der Erdhalbkugel jetzt in der Biskaya. „Und dort ist die See jetzt ruhig. Wir aber quälen uns lieber durch die Tasmanische See, damit kann man zu Hause besser prahlen.“ Außerdem rät er: „Wenn sie auf die Wellenhöhen von etwa drei Metern noch mal drei Metern draufpacken, ist es für die Daheimgebliebenen richtig beeindruckend.“ Aber auch die drei Meter reichen den meisten Gästen schon, denn die Wellen kommen von der Seite, das Schiff rollt und stampft entsprechend, die Restaurants sind ziemlich leer, die Abendveranstaltung ist dürftig besucht, die meisten Passagiere liegen in den Kojen und träumen wieder vom flachen Land. Auch für mich ist es die dritte Nacht in Folge, in der ich kaum ein Auge zubekomme. Ja, der Tinnitus lässt meinem Magen zwar Ruhe. Aber der Lärm... Doch am zweiten Seetag gibt es eine kleine Entschädigung: Ein paar Delfine geben eine kleine Aufführung vor dem Schiff, das wirkt beruhigend und sieht wundervoll majestätisch aus.

Montag, 23. Februar: Milford Sound, Neuseeland.

Cocktail des Tages: Manhattan.

Und plötzlich ist wieder alles still. Als ich aufwache und aus den Bullaugen schaue, ist es noch dunkel. Bis ich genau hinschne und erkenne, dass es längst hell geworden ist: Aber die hohen Berge des Milford Sound ziehen sich steil bis zu 1250 Metern in die Höhe, ihr höchster Gipfel, der Mitre Peak, gar bis 1700 Metern, und lassen aus der niedrigen Position des Schiffes den Himmel nicht erkennen, zu schmal ist der 15 Kilometer lange Fjord. Die See fällt auf bis zu 300 Metern Tiefe ab, die Columbus kann mit ihrer 150 Meter langen Kette nicht den Anker werfen und treibt daher mit Hilfe der Haupttruder und des Seitenstrahlruders auf der Stelle.

Der Milford Sound ist wohl das schönste Ende der Welt. Er gehört zum Wahrzeichen Neuseelands und zum Weltnaturerbe der Unesco. Seine Bergformationen, die aus den Gletscherbewegungen der Eiszeit entstanden, die üppig grüne Vegetation des Regenwaldes, die tosenden Wasserfälle ziehen Naturliebhaber in ihren Bann. Als solchen habe ich mich nie gesehen, aber als uns der Helikopter über den Milford Sound fliegt, knapp an den Berghängen vorbeizieht, plötzlich die 504 Meter hohen Sutherland Falls zu sehen sind, über die wir hinweg fliegen, um dann am Ufer eines Gletschersees zu landen, ist es auch um mich geschehen. Und ich verstehe, warum die Maoris, die Urbevölkerung Neuseelands, glauben, dass die Göttin des Todes die so genannte Sandflies, kleine schwarze Insekten, geschaffen hat, um den Menschen diese vollkommene Schönheit zur Qual zu machen und damit zu vertreiben. Und die Maoris sagen

auch: „Toitu he Kainga Whatungarongaro he tangata“ – Noch lange, nachdem die Menschen verschwunden sind, wird das Land bestehen bleiben. Denn diese Schönheit sollte eigentlich sich selbst überlassen bleiben. Dennoch bin ich dankbar, sie einmal gesehen zu haben. Und die vielen Fliegen machen den Abschied auch leicht.

Dienstag, 24. Februar: Auf See.

Cocktail des Tages: Tequila Sunrise.

Wir werden für die beiden rauen Seetage weiter entschädigt: Kapitän Mark Berend beschließt, zum ersten Mal mit der Columbus durch Neuseelands größten Fjord, durch den Breaksee-Sound und durch den 44 Kilometer langen Dusky-Sound zu fahren, durch die täglich nur zwei Schiffe fahren dürfen, Neuseeland achtet sehr auf den Erhalt seiner Natur. Doch der Lotse ist noch an Bord und erklärt sich bereit, die Columbus sicher durch den engen Fjord zu leiten. Seinen Namen Dusky Sound hat der Fjord von James Cook, der während seiner ersten Weltreise an einem dämmrigen Abend hier vorbeikam. Der Himmel ist knallblau, die Sonne strahlt in schönstem Licht die vielen bewaldeten Inselchen an.

Und als ob das nicht genug sei, präsentiert sich in der Nacht der Himmel in einem atemberaubenden Meer aus Millionen von Sternen bis hinunter zum Horizont, ein Stern heller als der andere. Auf der einen Seite leuchtet das Sternbild des Orion, der auch auf der Nordhalbkugel zu sehen ist, auf der anderen Seite das Kreuz des Südens, das nur auf der Südhalbkugel sichtbar ist, dazwischen strahlt die Milchstraße. An solchen Tagen erlebt man Sternstunden der Kreuzfahrt.

Columbus-Logbuch 08

Mittwoch, 25. Februar: Dunedin, Neuseeland.

Cocktail des Tages: Pina Colada.

Da steht er und wirkt ein bisschen bizarr: Im akkuraten Schottenrock und mit Dudelsack begrüßt ein Mann die Passagiere der einlaufenden Columbus, hinter ihm türmt sich so allerlei Hafengerümpel. Aber damit wird sogleich deutlich, wo wir uns befinden: „Dun Edin“ ist die alte schottische Bezeichnung für Edinburgh und erinnert daran, dass es schottische Einwanderer gewesen sind, die hier im 19. Jahrhundert im Südosten der neuseeländischen Südinsel eine Stadt gegründet haben. Handel und Gewerbe, aber vor allem Goldfunde machten die Stadt reich, sie war damals größer als Auckland. „City of Firsts“, die „Stadt der Ersten“, nennt man Dunedin auch: Baute man während des Goldrauschs noch überwiegend Holzhäuser in anderen Teilen des Landes, standen in Dunedin bereits erste repräsentative Steinhäuser, wurde die erste Universität Neuseelands gegründet, die erste täglich erscheinende Zeitung herausgebracht, die erste „Cable Tramway“ in der hügeligen Stadt angelegt und die erste Straßenbeleuchtung installiert. Auch heute ist die Stadt ein wirtschaftliches und kulturelles Zentrum. Auf der Nordinsel Neuseelands allerdings belächelt man den eher provinziatischen Charakter der Region im Süden. Eine Hassliebe besteht nicht nur zwischen Australien und Neuseeland (wehe, wenn das neuseeländische Rugby-Teams „All Blacks“ gegen das australische Team verliert!), sondern auch zwischen der Nord- und Südinsel.

Ob schottisch oder englisch, auf jeden Fall sehr britisch mit entsprechend charmanter Attitüde wirken auch die Stewards und Stewardessen der Taieri-George-Railway. Bob ruft mit ausladender Geste „Everybody on the train!“, und kaum hat man diesen historischen Zug bestiegen, reichen die beiden Stewardessen Susan und Melissa Champagner. Die Diesellok zieht die Wagons, die zum Teil aus den 1920er Jahren stammen, durch weit ausgedehntes Farmland und Wälder, durch zerklüftete Landschaften, steile Berghänge und tiefe Täler, über Brücken und Viadukte aus Schmiedeeisen und Stein, durch zahlreiche Tunnel, die nur wenig breiter sind als der Zug selbst. Ziel ist Pukerangi, dieser Maori-Name bringt es auf den Punkt: Himmelshügel. Ein Vorgeschmack auf „Mittelerde“ aus „Herr der Ringe“.

Donnerstag, 26. Februar: Lyttelton, Neuseeland.

Cocktail des Tages: Sommernachtstraum.

Es hat sich ausgehüpft, nun mäht es überall. Und wäre ich ein Schaf, würde ich in Neuseeland grasen wollen. Mein ganzes Leben könnte ich mich an den satten Wiesen und der frischen, klaren Luft laben und den Ausblick auf Hügel, Berge und Täler genießen. Ich wäre nicht in einen Stall gezwängt, sondern würde das ganze Jahr über die Weiden trippeln, mir die Fläche von einem Hektar gerade mal mit rund 25 Kumpels teilen, und ich hätte es im Durchschnitt sieben Grad wärmer als in Deutschland. Als Landschaft würde ich mir das Hochlandgrasgebiet der Flock Hill Sheep Station wünschen, eine mit rund 140 Quadratkilometern größte Schaffarmen Neuseelands am Rande der Waimakariri-Schlucht in zerklüfteten Bergketten, über die ab und an ein paar Besucher, auch mal von Kreuzfahrtschiffen, mit so genannten „Tussock Buggys“, speziell konstruierten Geländewagen, für ein kleines Off-Road-Abenteuer fahren. Ich wäre das

glücklichste Schaf auf Erden. Oder eines der rund 40 Millionen in Neuseeland. Und da ich so dumm wäre, wie man es Schafen sprichwörtlich nachsagt, wüsste ich nicht um mein Schicksal und nichts davon, dass eben jene Landschaft der Grund dafür ist, warum mein Filet, meine Schulter und Koteletts, mein Rücken – etwas vornehm-kulinarischer ausgedrückt: meine Carrés – so einzigartig zart und aromatisch schmecken, vor allem wenn ich ein Romney-Schaf wäre. Besser wäre es wohl, ein Merino-Schaf zu sein. Meine Vorfahren kämen dann aus Persien, ich könnte im Hochweideland sogar auf rund vier Hektar umhertollen, mein Fleisch wäre eher mittelmäßig, meine Wolle dafür umso wertvoller. Dann wäre mir zumindest ein längeres Leben beschieden. Aber als Schaf wüsste ich von dem ja alles nichts. Und James Cook sagte mir auch nichts, der meine Vorfahren 1769 nach Neuseeland brachte, bis dahin waren Schafe auf Neuseeland unbekannt.

Aber da ich kein Schaf bin, darf ich mit einem Jetboot über das türkisfarbene Wasser des Waimakariri-Flusses mit rund 60 Km/h brettern. Als Peter den Motor des Bootes, das keine Schraube, sondern eine Turbine besitzt und vor vielen Jahren von einem Neuseeländer für flache Wasser erfunden wurde, anlässt, hört es sich in der Tat an, als starte er ein Flugzeugtriebwerk. Auch die Beschleunigung erinnert an ein startendes Flugzeug, der Spaßfaktor ist damit garantiert.

Als es abends im Restaurant Lammcarré mit Rosmarin-Kartoffelgratin gibt, denke ich kurz an meine vermeintlichen Artgenossen. Und bin froh, doch lieber Jetboot fahren zu dürfen.

Freitag, 27. Februar: Picton, Neuseeland.

Cocktail des Tages: Mai Tai.

Picton ist, wie es klingt: klein. Die Häuser sind pittoresk, aber die überschaubare Anzahl von Cafés und Bars, in denen abends gerne mal Karaoke veranstaltet wird, verströmt den Charme von Pinneberg. Doch von Picton fahren nicht nur die Autofähren über die Cookstraße nach Wellington zur Nordinsel, sondern von hier starten auch die meisten Wanderungen im Marlborough Sound. Dieser Fjord ist berühmt für seine stark zergliederte Küste mit vielen Inselchen und zahllosen Buchten, Bergen und Stränden. Eine Bucht heißt „Revolution Bay“, hier wurde angeblich das erste Schwein aus Europa ausgesetzt. James Cook war es wieder mal.

Ein anderer James – James aus Christchurch, der zum Wandern mit seiner Frau in den Marlborough Sound gekommen ist – stört aber eines sehr: „Schau dir diese Nadelbäume an. Was sollen die hier? Das stört die sanften Formen unserer Landschaft.“ Und John hat Recht, die wenigsten Bäume sind endemisch. Neuseeland war vor allem eines: Ein Land, auf dem Farne – dafür in allen erdenklichen Formen und Größen – wuchsen. Dann kamen die Europäer, fanden das Land zwar toll, aber ein bisschen mehr nach Heimat sollte es schon aussehen. Also brachten sie ihre Pflanzen mit, setzten sie in die Landschaft, und so erinnert streckenweise der neuseeländische Wald auch ein bisschen an den Schwarzwald. Mit den Pflanzen kamen auch Tiere, die zuvor in Neuseeland unbekannt waren und die zum Feind für die einheimische Tierwelt wurde. Ganz besonders für den Nationalvogel: den Kiwi. Ja, das ist ein Vogel, nach dem die Frucht benannt wurde, nicht umgekehrt. Genau genommen, sind Kiwis Neuseeländer. Der Vogel ist der Kiwi-Bird, die Frucht die Kiwi-Fruit. Der Vogel ist dafür streng genommen gar kein Vogel, denn fliegen kann er nicht. Musste er auch nicht, denn er hatte keine Feinde im Farnland.

Doch mit den Europäern kam auch der Fuchs, dem er nicht davon fliegen konnte. Deswegen gibt es heute nur noch wenige Kiwis. Also Kiwi-Birds. Da viele Nadelbäume und riesige Buchen inzwischen die endemischen Pflanzen bedrohen, versucht man mühsam über Abholzung und gezielten Gifteinsatz an den entsprechenden Bäumen, die ursprüngliche Natur wiederherzustellen. „Doch es wird noch Generationen dauern, bis sich die Pflanzenwelt erholt hat“, sagt Claudia, die uns über einen Teil des Queen-Charlotte-Track führt. „Aber es hat ja auch Generationen gedauert, bis sie bedroht wurde.“

Samstag, 28. Februar: Wellington, Neuseeland.

Cocktail des Tages: Cosmopolitan.

Über Wellington gäbe es viel zu sagen. Und wahrscheinlich viel zu schreiben. Zum Beispiel, dass die Hauptstadt Neuseelands die wohl europäischste Stadt ist; dass sie am äußeren Südwestende der Nordinsel in einer einmalig schönen Landschaft liegt, allen voran der malerische Naturhafen, dessen Bucht, natürlich, von James Cook entdeckt wurde; dass Wellington nicht nur der Sitz der Regierung, Wissenschaft und Banken ist, sondern auch bedeutendes Kulturzentrum, das seinen Ausdruck auch in einer besonders imposanten Architektur wie dem Parlamentsgebäude, der Nationalbibliothek oder dem Civic Square findet. Oder dass normalerweise entlang der Buchten und des Hafens Cafés und Restaurants gut gefüllt für mediterrane Atmosphäre sorgen. Normalerweise. Denn heute ist von all den Highlights der Stadt nicht viel zu sehen, manchmal ist schlicht nichts zu sehen: Es regnet so unbarmherzig heftig, dass der Tag in Wellington schlicht ins Wasser fällt. Als die Columbus am Nachmittag den Hafen verlässt und sich gegen 10 Windstärken mit sintflutartigen Regenfällen kämpft, kündigt Kapitän Berend über die Bordlautsprecher an: „Morgen soll es sonnig bei 20 Grad werden.“ Diese Ankündigung wirkt so bizarr wie der Schotte vor dem Hafengerümpel.

Sonntag, 1. März: Napier, Neuseeland.

Cocktail des Tages: Planter's Plunch.

Am nächsten Morgen, nach einer bewegten Nacht, der Blick aus den Bullaugen: Strahlend blauer Himmel, wolkenlos, türkisfarbenes Wasser. Es wirkt, als sei die Columbus mal eben in die Südsee gebeamt worden. Ein schöner Empfang in Napier, einer Stadt, die nach einem schweren Erdbeben 1931 fast vollständig zerstört wurde. Doch man baute Napier wieder auf, verwendete statt der bisherigen Architektur einfachere und klare Formen, die sich am amerikanischen Art-déco und dem Spanish Mission Style orientierte. Direkt am Meer verläuft die Marine Parade, an der jeden Sonntag ein Trödel- und Gemüsemarkt stattfindet. Chefkoch Adi Oberdorfer und der HIC (Hotel Inventory Controller) Henry Fongern schlendern über den Markt und halten Ausschau nach frischer Ware, die den Speiseplan der Columbus ergänzen soll. „Am liebsten gehe ich über solche kleinen Märkte“, sagt Oberdorfer, der früher mal Profi-Bodybuilder war. „Man kann sich in Ruhe die Ware anschauen und auch mal probieren. Das ist auf Großmärkten schwieriger.“ Als die beiden vor einem Gemüsestand stehen und den Salat mustern, bestellt Fongern gleich zehn Kisten. Die Maori-Verkäuferin stutzt kurz und holt schließlich lächelnd zehn Kisten aus ihrem kleinen Lastwagen. „Ich schaue übrigens nicht nur die Ware genau an“,

erklärt der Chefkoch augenzwinkernd. „Auch ein Blick auf das Auto und die Fingernägel sind ein Indiz für Frische.“

Auch in Napier hat es gestern aus allen Kübeln geschüttet, deswegen musste ein Konzert mit Lionel Richie abgesagt werden, für das 20.000 Karten verkauft wurden. Auch Lou Small ist dafür aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Auckland angereist. „Natürlich bin ich enttäuscht“, sagt der 65-jährige, „aber gegen die Natur kommen wir nun mal nicht an.“ Davon ist er als Maori besonders überzeugt. Lou macht selbst Musik, und so stellt er sich mit seiner Gitarre auf den Markt und spielt ein paar Lieder von Chuck Berry. „Früher war ich Lehrer, jetzt verdiene ich mir im Ruhestand noch etwas dazu.“ Lou ist von ganzem Herzen Neuseeländer: „Ich liebe mein Land, ich möchte nirgendwo anders leben. Wir sind ein sehr entspanntes Volk. Wenn alle so wären wie wir Kiwis, ginge es der Welt besser“, ist er überzeugt. Aber bevor er für immer gehen muss, sagt Lou, möchte er sich gerne noch ein bisschen die Welt ansehen. „Ein Freund von mir lebt in Amsterdam. Ihn werde ich eines Tages besuchen. Auch wenn ich dafür noch oft auf Märkten Gitarre spielen muss.“

Die Columbus verlässt bereits am frühen Nachmittag den Hafen von Napier, um pünktlich in Tauranga anzukommen. Vielen Gästen ist's recht, denn da die Sonne wunderbar über das Pooldeck lacht, kann sich jeder noch kurz vor Ende der Reise eine Portion roter Haut abholen. Dass die Sonne im Vergleich zu anderen gemäßigten Zonen der Erde besonders brutal brennt, da der Abstand der Sonne zur Erde auf der Südhalbkugel im Sommer geringer ist als in der nördlichen Hemisphäre, und dass die UV-Intensität um die Hälfte höher ist als an vergleichbaren Breitengraden in Europa und deswegen bei Neuseeländern aufgrund der Hautkrebsgefahr das Sonnebrutzeln eher out ist, spielt für die meisten Passagiere der Columbus keine Rolle. Jedenfalls nicht heute, nach all den eher trüben Tagen. Soll doch jeder zu Hause sehen, dass man im Süden, im Sommer unterwegs war. Auch wenn's hinterher weh tut.

Montag, 2. März: Tauranga, Neuseeland.

Cocktail des Tages: Columbus Sinfonie.

Tauranga klingt schon exotisch. Aber auch das ist ein interessanter Ort: Tewhakarewarewatangaoteopetauaawahiao. Kein Wunder, dass dies der „Versammlungsort der Kriegsparteien von Wahiao“ ist, alleine über die Aussprache des Namens dürfte man schon gestritten haben. Allerdings: Man kann den Namen zusammenschreiben, man muss aber nicht: Te Whakarewarewatanga o te ope taua a Wahiao. Damit wird es deutlich einfacher. Und da auch die Maori einen Abküfi (Abkürzungsfimmel) haben wie alle anderen Neuseeländer und Australier, kann man einfach Whaka sagen. Whaka gehört zum Rotorua-Gebiet, einer Landschaft, die südlich der Bay of Plenty gelegen von vulkanischen Erscheinungen geprägt ist: Da schießen Geysire ihre Fontänen in die Luft, heißer Dampf steigt aus Erdspalten, es kocht und brodelt in Schlammgruben, und über allem liegt Schwefelgeruch, weswegen Rotorua auch gerne mal Rotten-Rua (verfaultes Rua) genannt wird. Muss man nicht mögen. Gesund ist es allemal, weswegen eine Reihe von Thermalbädern entstand. Das Badehaus in den Government Gardens ist mit seinen „Tudor Towers“ sogar weltberühmt und denkmalgeschützt. Das scheint die älteren Damen auf dem Bowling Green vor dem Badehaus weniger zu interessieren. Von viel

entscheidender Frage scheint es zu sein, wie man die Bowling-Kugeln elegant über den Rasen rollt und die gegnerische Mannschaft alt aussehen lässt. Da vergisst man schnell, dass es stinkt.

Vulkanische Erscheinungen entstehen durch tektonische Plattenverschiebungen. Für die Maoris, die etwa ein Viertel der vier Millionen Neuseeländer ausmachen, sind sie Teil ihres Schöpfungsmythos. Aber diese Naturerscheinungen zu nutzen, wissen auch die Maoris: Da die Erde in der Gegend von Rotorua ständig warm bzw. heiß ist, gräbt man einfach Löcher in den Boden, und in diesen Erdöfen (Hangi) werden alle möglichen Speisen zart gegart. Die meisten Maoris leben hier in Rotorua, in Whaka wurde ein ganzes Maoridorf in ursprünglichem Zustand nachgebildet, in dem Hakas vorgeführt werden, temperamentvolle Kriegstänze, mit denen der Gegner durch weit aufgerissene Augen und Herausstrecken der Zunge verächtlich gemacht und abgeschreckt werden sollte. Heute nutzt man diese Tänze eher beim Sport. Manche Rugby-Teams sollen bei den Auftritten der „All Blacks“ schon weiche Knie bekommen haben.

Bei der Fahrt durch das Gebiet der Bay of Plenty kommt man auch durch Te Puke durch. Die Stadt gilt als die Hauptstadt der Kiwi-Frucht, die ursprünglich aus China kommt. Pro Jahr produziert Neuseeland rund 240.000 Tonnen der vitaminreichen Früchte, sie wird in alle Welt exportiert. Nur in Japan konnte sie sich nicht richtig durchsetzen: Man glaubte, man müsse die Schale mitessen.

Dienstag, 3. März: Auckland, Neuseeland.

Weiter weg geht nicht. Man kann sich nur überlegen, ob man die Heimreise in Richtung Westen oder Osten antritt, so oder so ist es eine Reise um die halbe Welt, rund 18000 Kilometer. Bei der Zwischenlandung in Singapur haben wir 11 Stunden Flug hinter uns, die Uhr haben wir fünf Stunden zurückgestellt. Auf der Columbus liegen die Meisten schon wieder in der Koje, in Deutschland überlegt man sich: Kantine oder Mittagstisch beim Thai um die Ecke? Vier Stunden später geht es weiter nach Frankfurt, weitere 13 Stunden Flug liegen vor uns. Als um vier Uhr morgens von den reizenden Stewardessen von Singapur Airlines das Frühstück serviert wird, haben wir die Uhr nochmals um sieben Zeitzonen zurückgestellt, auf der Columbus werden gerade Kaffee und Kuchen serviert. Auf dem Flug nach Hamburg wollte ich mir fast ein Bier bestellen. Doch als die anderen Passagiere vor allem Kaffee und Tomatensaft bestellen und am Frühstückshörnchen knabbern, gebe ich nach, auch wenn es gefühlt ja schon wieder später Abend ist. In zwei Wochen, auf dem Weg nach Tahiti, erwartet mich das gleiche Schauspiel wieder. Dieses Mal aber in die andere Richtung. Dann bestelle ich mir einen Kaffee, wenn es schon ein Bier sein könnte.

Columbus Blog 11

Dienstag, 17. März: Hamburg, Los Angeles, Papeete.

25 Stunden Flug, das hatte ich doch erst vor knapp zwei Wochen. Ich ertappe mich dabei, wie ich den Weg der Columbus auf der Weltkarte verfolge: Sie kommt von links in Neuseeland und fährt nach rechts in die Südsee. Da hören bekanntlich die Karten auf. Also kommt sie plötzlich links aus dem Kartenrand wieder ins Blickfeld und fährt jetzt nach Tahiti. So könnte man es in einem Kinderfilm animiert darstellen. Da wir aber nicht im vorkopernikanischen Weltalter leben und wissen, dass die Erde eine Kugel ist, kann man gut erkennen, dass es zwischen Neuseeland und Tahiti nur ein kleines Stück ist im Vergleich zur Strecke, die ich von Auckland über Singapur nach Hamburg und nun wieder von Hamburg über Los Angeles nach Tahiti zurückgelegt habe. Das ist fast einmal um die ganze Welt, insgesamt fast 50 Stunden Flug, aber doch der kürzeste Weg zurück zum Schiff, wenn man einen „Zwischenstopp“ in Hamburg einlegen muss.

Was Entfernungen auch bedeuten können, werden wir in den nächsten Wochen noch deutlicher zu spüren bekommen. Von Tahiti aus liegen bis nach Chile 13 Seetage vor uns, alleine von der letzten Insel, die wir in der Südsee anlaufen, benötigen wir sieben Seetage bis zu unserem nächsten Ziel, der Osterinsel. Das sind mehr als 2300 Seemeilen, rund 4000 Kilometer. Und das mit einem Schiff. „Das erinnert mich ein wenig an die Zeit auf dem Tanker“, sagt Kapitän Mark Berend, „ein halbes Jahr auf See mit zwei Häfen.“ Und die Ausdehnung des so genannten Polynesischen Dreiecks, das von Hawaii, der Osterinsel und Neuseeland gebildet wird, ist in der Tat gewaltig: Die Landfläche von Europa würde dort fünf Mal hineinpassen, aber nur sechs Millionen Menschen leben dort, fünfeinhalb Millionen alleine auf Neuseeland. Die 118 Inseln im Südpazifik, von denen nur die wenigsten bewohnt sind, nehmen eine Fläche von ganz Europa ein, haben aber nur die Landmasse von einem Zehntel der Schweiz. Angesichts dieser Entfernungen erscheinen 13 Seetage wie ein sonntäglicher Spaziergang an der Elbe.

Mittwoch, 18. März: Papeete, Tahiti (Französisch Polynesien)

Cocktail des Tages: Welcome to Columbus.

Beim späten Einchecken im Hotel liegt noch alles im Dunkeln. Nur ein leichtes Rauschen des Meeres und der Palmblätter vermischt mit angenehm feucht-warmer Luft erinnern einen daran, dass man nach vielen Tausend Kilometern die kühle Heimat hinter sich gelassen hat. Und der Blick am nächsten Morgen vom Balkon bestätigen alle Klischees der Südsee: Eine Bilderbuch-Palme nach der anderen, die sich über das türkisfarbene Wasser an weißen Stränden neigen, die charmanten Tahitianerinnen des Hotels tragen die Blüten im Haar, und am Büfett werden unter anderem allerlei exotische Früchte serviert, die Luft ist angenehm warm. So stellt man sich ein bisschen das irdische Paradies vor, jedenfalls nach europäischen Maßstäben.

Tahiti ist die größte der so genannten Gesellschaftsinseln. Der französische Seefahrer mit dem südseetauglichen Namen de Bougainville nahm die Insel 1768 für seinen König ein, und, natürlich, auch James Cook kam nur ein Jahr später hier vorbei und labte sich an Kokosnüssen und Mangos, war aber, so wird überliefert, über das hemmungslose Liebesleben der Einwohner

ziemlich schockiert. Die Mannschaft der legendären Bounty war weniger prüde und entschied sich, auf Tahiti zu bleiben und ihren Kapitän Bligh mit ein paar Mannen auszusetzen und zum Teufel zu wünschen. Aus heutiger Sicht eine gute Idee, wann ist man dem vermeintlichen Paradies schon mal so nahe?

Als ich am Nachmittag mit den wenigen neu zusteigenden Gästen (denn die Zahl derer, die bereit sind, bei einer dreiwöchigen Reise 13 Seetage auf sich zu nehmen, ist überschaubar) vor der Columbus zum Einchecken stehe und die ersten bekannten Gesichter der Weltreisenden und der Crew an der Reling sehe, komme ich mir vor, als hätte ich nur einen längeren Landausflug gemacht. Oder einen kleinen Heimaturlaub. Zumindest ist mir alles sehr vertraut, ich packe sogleich meine Sachen in die Kabine, streife mir leichte Hose, T-Shirt und Flip-Flops über, lasse das Insignium des blauen Schlüsselbands aus der Hose hängen und nehme wieder die lässige Haltung ein. Denn neu bin ich ja nicht. Glück gehabt.

Donnerstag, 19. März: Moorea, Gesellschaftsinseln (Französisch Polynesien)

Cocktail des Tages: Margarita.

Mit der Südsee ist es wie mit dem Eiffelturm in Paris, der Hagia-Sophia in Istanbul, der Freiheitsstatue in New York oder dem Opernhaus in Sydney: Man hat so viel darüber gelesen und davon gehört, so viele Bilder gesehen, dass man schließlich, wenn man selbst vor Ort ist, für einen Moment nicht glauben mag, dass es diese Dinge tatsächlich gibt. Doch das nächste Südsee-Paradies ist nur ein Steinwurf von Tahiti entfernt. Nach nur rund 10 Seemeilen erhebt sich Moorea, das sich aus der Luftperspektive auch noch in Herzform präsentiert. Andere erkennen in dieser Form aber auch einen Schmetterling oder etwas weniger romantisch die Schwanzflosse eines Fisches. Das entspricht der alten Legende, wonach Tahiti mit Moorea einst in einer fischschwanzähnlichen Gestalt miteinander verbunden war. Doch die Götter trennten eines Tages die beiden Schwesterinseln, und das Ende, Moorea, fiel dabei ab.

Doch was da abfiel, hält vieles bereit: Ein Saumriff hat vor der Küste smaragdgrüne Lagunen entstehen lassen, schneeweiße Strände mit Kokospalmen beflügeln die Phantasie für die Flitterwochen, die da vielleicht irgendwann kommen mögen, majestätisch erhebt sich im Westen der rund 1200 Meter hohe und oft Wolken verhangene Basaltdom Tohivea, im Osten die 830 Meter hohe Felsnadel Mouaputa, der im Volksmund wegen seiner charakteristischen Form auch Haifischzahn genannt wird. Tagsüber steigen die Temperaturen kaum über 28 Grad, nachts sinken sie kaum unter 25 Grad, das Wasser der Lagune mit ihren Korallenriffen hat fast ständig 27 Grad, darin tummeln sich leuchtend bunte TROPENFISCHE, aber auch Katzenhaie und Rochen, die beim Schnorcheln einem aus der Hand fressen. Und reicht man ihnen ein paar Fischbrocken hin, stürzen sich die schwarzen Fregattvögel im eleganten Sturzflug darauf, gefolgt von Möwen und kleinen Feenseeschwalben. Giftige Tiere wie Schlangen oder Spinnen gibt es nicht. Von den Bäumen fallen Kokosnüsse, und Ananas, Papaya und Mangos, Pampelmusen und Avocados springen einem alle paar Metern fast in den Mund. Wo also ist der Haken? Das Schlimme, das Tragische, das Gemeine: Es gibt keinen. Außer vielleicht der Tatsache, dass das vermeintliche Paradies auch nur solange eines ist, solange das türkisfarbene Wasser nicht vor der eigenen Haustüre schwappt und man deswegen davon träumt. Dennoch: „Aita pea pea“, sagen die gerade mal knapp 12000 Bewohner von Moorea: „Nichts ist wichtig“. Ich hätte Captain Bligh von der

Bounty zu überreden versucht, hierher zu kommen. Und dann gemeutert. So für zwei, drei Wochen.

Freitag, 20. März: Rangiroa, Tuamotu Archipel (Französisch Polynesien)

Cocktail des Tages: Planter's Plunch.

Da muss man genau zielen. Der Haupteingang zur Lagune eines Atolls liegt normalerweise auf der Passat-Luvseite, weil Korallenpolypen, die die Riffe bilden, am besten in der vom Wind und der Brandung zugekehrten Zone gedeihen. Der Eingang zum Rangiroa-Atoll, mit 80 Kilometern Länge und einer Breite von 25 Kilometern eines der größten geschlossenen Atolle der Welt, ist gerade mal 80 Meter breit. Kapitän Berend steuert genau auf den Eingang zu und lässt sich dann mit der starken Strömung mitreißen. Gut gezielt.

Dahinter breitet sich friedlich die Lagune aus, Kokosnüsse liegen achtlos am Strand, Korallenmuscheln säumen die Küste, und das Wasser ist so strahlend türkis, dass die weißen Federn der kleinen Möwen, die in einiger Höhe vorbeiziehen, das farbige Licht reflektieren. Nur ein paar Meter von mir entfernt sitzt ein kleines Mädchen, vor ihr liegen ein paar Muscheln. „Sind die aus der Lagune?“, frage ich. Sie nickt schüchtern. „Hast du die selbst gefunden und herausgeholt?“ Sie nickt. „Und du verkaufst sie?“ Sie nickt wieder und schaut verlegen auf ihre Auslage. „Wieviel möchtest du für eine?“ Sie schaut mich mit ihren großen Kulleraugen an, überlegt, und streckt mir schließlich zwei Finger entgegen. „Zwei? Zwei was? Dollar oder Euro?“ Pazifische Francs halte ich für ausgeschlossen, das wäre beim Umrechnungskurs von einem Euro zu 119 Franc für sie ein schlechtes Geschäft. Sie überlegt wieder und sagt strahlend: „Dollar!“ Ich kaufe natürlich eine Muschel und überlege, ob ich sie hätte darauf aufmerksam machen sollen, dass Euro besser gewesen wären. Aber sie scheint zufrieden zu sein, denn sie packt die restlichen Muscheln zusammen und lächelt, als sie geht. Ich werde die Muschel zu Hause neben die Muschel von Anderson legen.

Und während meine Füße im Wasser baumeln, überlege ich, was mir lieber wäre: Ein Schaf in üppiger Landschaft mit klarer Luft in Neuseeland oder ein Fisch in klarem türkisfarbenem Wasser in der Südsee? Beides hat seine Reize. Als Schaf allerdings werde ich irgendwann gefressen, als Fisch hätte ich größere Überlebenschancen. Aber so gefräßig wie ich selbst bin, wäre ich als Katzenhai oder Rochen so konditioniert, dass ich wie meine Artgenossen auf Moorea an die Touristenboote heran geschwommen käme, um mir die paar Leckerbissen zu angeln, die man mir ins Wasser wirft. Dafür würde ich meine Kreise um die schnorchelnden Touristen ziehen, die sich nicht sicher sind, ob sie das amüsant oder eher leichtsinnig finden sollen, und ab und an dezent die Beine streifen, um vor allem die weiblichen Touristen zu erschrecken. Das ist nicht die schlechteste Alternative.

Doch auf diesem Archipel ist nicht alles Paradies, was glänzt. Die 78 Atolle sind, im Gegensatz zu den anderen Inseln, nicht vulkanischen Ursprungs und erstrecken sich über eine Strecke von rund 1600 Kilometern. Die Vegetation ist arm, humushaltige Böden gibt es kaum, der Anbau von Kulturpflanzen ist nur bedingt möglich. Auch Flüsse gibt es nur wenige, Regenwasser muss deshalb in Zisternen gesammelt werden, Wirbelstürme und Flutwellen führen regelmäßig bei den Atollen, die nur wenige Meter über dem Meeresspiegel ragen, zu Zerstörungen und

Überschwemmungen. Immerhin können heute Nahrungsmittel eingeführt werden, früher war man ausschließlich auf Kokosnüsse und Fisch beschränkt. Das einträglichste Geschäft ist neben dem Tourismus vor allem die Perlenzucht mit der schwarzlippigen Perlauster. Die schwarzen Perlen werden in alle Welt verkauft, doch auch hier greift die weltweite Rezession, die die Nachfrage bremst: Auf einer der Perlenzuchtfarmen musste der Bestand der Arbeiter von 60 auf 20 heruntergefahren werden. Das wahre Paradies stellt man sich anders vor.

Samstag, 21. März: Fakarava, Tuamotu Archipel (Französisch Polynesien)

Cocktail des Tages: Pisco Sour.

Frühlingsanfang. Man muss daran erinnert werden, denn die Umgebung ist nicht frühlingshaft, sondern hochsommerlich. Als Fotograf ist man im Allgemeinen etwas skeptisch, wenn man wunderschöne Bilder in Reiseprospekten sieht: Alles so bunt, alles so schön. Doch als ich in der Lagune von Fakarava sitze, mir der Schweiß herunterläuft, ich die Kameras zur Seite lege und zur Kühlung unter dem Schatten einer Palme meine Füße in das türkisfarbene kühle Nass tunke, muss ich mir eingestehen: Es ist noch schöner als in den Prospekten.

Zurück an Bord, die Columbus verlässt bereits am frühen Nachmittag das Atoll. Am Abend: Kapitänswillkommenscocktail. Wieder dieses Wort. Und dieses Mal fällt auf: Die Lounge ist deutlich leerer als bei den vergangenen Reisen, was nicht daran liegt, dass die Gäste dieses Mal kein Interesse haben, vom Kapitän persönlich begrüßt zu werden und die Crew und die neuen Künstler vorgestellt zu bekommen. Aber dieses Mal sind kaum neue Gäste eingestiegen, das Schiff ist nur halb belegt. Wer von 21 Reisetagen 13 auf See verbringt, möchte sich offenbar vor allem erholen. Und das sind nicht viele, drum dürfte es in den nächsten Wochen fast schon familiär werden. Der Kapitän relativiert: „Wir haben auf dieser Reise 182 Gäste an Bord und 178 Crewmitglieder – das ist ein ganz besonderer Service, meine sehr verehrten Damen und Herren. Genießen Sie es! Lassen Sie sich treiben!“ Einem Weltreisender gefällt es besonders: „Schön“, flüstert er mir zu, „endlich mal Ruhe auf dem Schiff und keine Diskussion um die Sonnenliegen.“ Obwohl eigentlich genug Sonnenliegen an Bord sind, aber der allmorgendliche Kampf um Sonnenliegen ist ja ein bekanntes deutsches Phänomen und gepflegtes Ritual, das offensichtlich nicht nur auf Mallorca oder in Marmaris gilt. Eines liegt dem Kapitän besonders am Herzen: „Meine Damen und Herren! Bitte! Wenn Sie es zu Hause spannend machen wollen und vom Seegang erzählen, dann sagen bitte nicht, dass das Schiff wackelt. Ein Schiff rollt und stampft und giert. Wackeln tut allenfalls der Popo.“ Das kann man sich gut merken. Eine bange Frage umtreibt aber alle Gäste, vor allem vor dem Hintergrund der vielen Seetage: Klappt es mit der Osterinsel? Denn die Wetterbedingungen sind oftmals schwierig, eine Anlandung mit den Tenderbooten ist wegen hoher Wellen manchmal nicht möglich, Schiffe können vor der Osterinsel nur auf Reede liegen. Der Kapitän beruhigt: „Eine Garantie gibt es zwar nicht, die Columbus zum Beispiel hat es noch nie geschafft. Aber: Ich war mit meinen Schiffen immer auf der Osterinsel!“ In wenigen Tagen wissen wir mehr.

Sonntag, 22. März: Papeete, Tahiti (Französisch Polynesien)

Cocktail des Tages: Singapore Sling.

Technischer Stopp. So nennt man ein kurzes Anlaufen eines Hafens, bei dem kein Landgang vorgesehen ist. Dann wird noch mal, wenn nötig, verproviantiert (ja, heißt wirklich so). Das Wichtigste aber ist: Auf der Strecke bis nach Chile – rund 7000 Kilometer – gibt es keine Tankstelle mehr, in Papeete ist die letzte Möglichkeit, die Tanks der Columbus auf rund 560 Tonnen voll zu pumpen. „Damit müssten wir hinkommen“, sagt Kapitän Berend grinsend. Durchschnittlich verbraucht die Columbus rund 25 Tonnen Treibstoff am Tag. Peitscht bei rauher See der Wind aber heftig von vorne gegen das Schiff oder macht unvorhergesehene Strömung die geplanten 15 bis 16 Knoten unmöglich, können es auch mal bis zu 44 Tonnen werden, wie es auf der Strecke von Neuseeland nach Tahiti der Fall war. „Tja“, ergänzt der Kapitän, „wenn es eng wird, müssen wir eben bei 4000 Metern Wassertiefe den Anker werfen und auf Hilfe warten.“ Hätte die Columbus allerdings so lange Ketten, würde sie wegen Übergewichts untergehen. Die Ketten sind jeweils nur 300 Meter lang. Hoffen wir also, dass der Kapitän mit seinen Technikern gut kalkuliert hat...

Beim Auslaufen aus Papeete werfen einige Gäste ihre Blumenkränze, die sie an Land geschenkt bekommen oder gekauft haben, über Bord. So erhofft man sich die Rückkehr in die Südsee, in das echte oder auch nur erträumte Paradies.

Montag, 23. März bis Mittwoch, 25. März: Auf See.

In den nächsten sieben Tagen also werden sich die Schrauben der Columbus unermüdlich drehen und das Schiff in Richtung Osterinsel schieben. In der Reiseankündigung werden Seetage mit „Entspannung auf See“ angekündigt. Das ist fast schon ein bisschen euphemistisch, so viel kann man sich ja gar nicht entspannen. Aber da wir uns in östliche Richtung bewegen, müssen wir ohnehin jeden zweiten Tag (manchmal sogar täglich) die Uhr um eine Stunde vorstellen. So vergeht auch die Zeit.

An Seetagen gibt es drei Durchsagen von der Brücke: Um 9 Uhr morgens, 12 Uhr mittags und am Nachmittag um 16 Uhr. Der Kapitän, der Sicherheitsoffizier oder der Staff-Kapitän geben Informationen zu Schiffsposition, Wassertiefe, Wetter und Entfernung zum nächsten Ziel, das seit nunmehr drei Tagen immer das gleiche ist: „Wir wollen am kommenden Sonntag, den 29. März, um 6 Uhr morgens in Hangi Roa auf der Osterinsel festmachen.“ Wollen festmachen... es bleibt in Sachen Osterinsel offenbar spannend. Die drei täglichen Wiederholungen zu diesem Thema erzeugen bei einigen Gästen bereits ein Schmunzeln.

Mittwoch am späten Abend kommt es zu einer besonderen Begegnung: Irgendwo auf dem Pazifik zwischen Tahiti und Ducey Island kreuzen sich wie geplant die Routen der Columbus und der Hanseatic. Beide Schiffe stoppen ihre Maschinen, die Hanseatic lässt ein Zodiac zu Wasser und tauscht mit der Columbus Proviant aus. Die meisten Gäste stehen an der Reling und winken den anderen Gästen zu. Vereinzelt schallen Rufe der Crews herüber: „Kathariina! Wo bist duuu?“, „Schööne Grüüße von Christian!“. Und dann steht die leitende Crew der Hanseatic auf der Brücke und singt Kapitän Berend ein Geburtstagsständchen, das in der Nacht über die Wellen zur Columbus schwappt. Mark Berend ist gerührt und gesteht: „Hui, so ein Ständchen, mitten auf dem Pazifik unter dem Kreuz des Südens – das ist schon etwas ganz besonderes.“ Nach einer halben Stunde verschwinden beide Schiffe wieder in die Dunkelheit.

Columbus Blog 12

Freitag, 27. März: Auf See.

Cocktail des Tages: Blue Sea.

Es ist der fünfte Seetag in Folge. Soviel Wasser gab es noch nie. Der Pazifik macht seinem Beinamen als stillem Ozean zudem alle Ehre: Kein bemerkenswerter Wellengang, nur leichtes Kräuseln, das für die Columbus nicht der Rede wert ist. Man mag nicht glauben, dass in dieser Entfernung nicht mal Vögel ihr Stelldichein geben. Aber wo sollen sie auch herkommen? Selbst Albatrosse bevorzugen andere Gefilde. Hier ist Nichts. Außer Wasser. Erstaunlich auch, dass wir nicht mal einem anderen Schiff begegnen. Doch so bekommt man eine Ahnung davon und vergegenwärtigt voller Ehrfurcht, was es bedeutet haben mag, sich auf kleinen Booten auf die Suche nach neuen Inseln zu machen, so wie es die ersten Polynesier seit dem achten Jahrhundert nach Christus getan haben. Vermutlich von den Hawaii- und Marquesas-Inseln kamen sie und benutzten Tahiti als Ausgangsbasis für weitere Entdeckungsfahrten zu den Cookinseln und Neuseeland – ohne Seekarten, ohne Kompass, von einem Satelliten gestütztem Navigationssystem ganz zu schweigen, allein nach Gefühl, den Sternen und von der Neugier getrieben.

Stefan Zweig hat es in seinem Buch „Magellan“ anschaulich für die großen Entdecker der späteren Zeit auf den Punkt gebracht: „Versuche es dir vorzustellen, wie sie damals auf ihren winzigen Fischerkuttern ausfahren ins Unbekannte, unkund des Weges, ganz im Unendlichen verloren, ununterbrochen ausgesetzt der Gefahr, preisgegeben jeder Unbill des Wetters, jeder Qual der Entbehrung. Kein Licht des Nachts, kein Trank als das brackige Wasser der Fässer und das aufgefangene des Regens ... Kein Bett und kein Raum des Rastens, teuflisch die Hitze, erbarmungslos die Kälte und dazu das Bewusstsein, allein zu sein, rettungslos allein, in dieser unbarmherzigen Wüste des Wassers. Niemand daheim wusste monatelang, jahrelang, wo sie waren, und sie selber nicht, wohin sie gingen ... und monatelang, jahrelang, ewig umrundeten sie auf ihren armen, erbärmlichen Schiffen die entsetzlichste Einsamkeit.“ Liest sich gut, wenn man an der Reling gelehnt am Sundowner schlürft und vor dem Mehrere-Gänge-Menü beim Abendessen noch mal die heiße Dusche aufdreht, um hinterher in der Lounge den südamerikanischen Klängen der Combo Paraguayo zu lauschen.

Samstag, 28. März: Auf See.

Cocktail des Tages: Seemanns Früchtetraum.

Sechster Seetag. Es hat sich nichts geändert um das Schiff herum: In jeder Blickrichtung ist nur der Horizont erkennbar. So bekommt man ein Gefühl für die relative Größe der Erde. Und deren Weite. Ich blicke zurück: In Indonesien war das Klima feucht-heiß, in Australien wurde es mit südlichem Kurs zunehmend trockener und kühler, bis es in Tasmanien schon fast kalt wurde. Im südlichen Neuseeland war das Wetter vor allem unbeständig und frisch, je weiter wir den Kurs nördlich fortsetzten wurde es wieder wärmer. Seit Tahiti scheint jeden Tag die Sonne, die Temperaturen pendeln angenehm um die 28 Grad, Schäfchenwolken setzen schöne Akzente am Himmel, perfekt für Fotos. Die ersten Polynesier haben sich bei ihren Entdeckungsfahrten auch an der Farbe und dem Geruch des Wassers orientiert, sagt man. Und tatsächlich: Das Wasser des

Pazifiks um Neuseeland erschien mir Dunkelblau, in der Südsee dominierte die Farbe Türkis, in den letzten Tagen nehme ich einen violettfarbenen Ton wahr. Nur einen anderen Geruch kann ich nicht feststellen, was aber auch am Stück Käsekuchen liegen könnte, das ich in den Händen halte.

Am späten Nachmittag gibt es eine kleine Abwechslung im Meeresallerlei: Oeno Island, die die Columbus in drei Seemeilen Entfernung passiert. Das kleine Eiland ist augenscheinlich mit ihren Palmen, dem weißen Sand und dem klaren Wasser wie eine Südseeinsel paradiesisch, trotzdem unbewohnt. Was soll man hier auch? Das ist ja noch mehr am Gesäß der Welt als die Osterinsel. Zudem ist die Lagune nur wenige Meter tief, eine Einfahrt ist über zwei Zugänge möglich, aber gefährlich. Einige Schiffe sind daran gescheitert und liegen auf Grund. Bis heute gibt es keine Angaben zur Wassertiefe in den Seekarten.

Jetzt sind es nur noch wenige Seemeilen bis zur Osterinsel. In einem Gespräch erzählt der Kapitän nüchtern, aber sichtlich irritiert, dass ein paar Passagiere ihm unterstellten, vorsätzlich nicht auf der Osterinsel anlanden zu wollen, weil es wegen eventueller hoher Wellen zu gefährlich sei. „Ich verstehe nicht, wie man das glauben kann“, sagt Mark Behrend. „Mir muss doch niemand erzählen, dass man diese Reise vor allem wegen dieser Insel gebucht hat. Das ist völlig klar. Aber die Sicherheit geht bei allem vor.“ Morgen wissen wir mehr.

Sonntag, 29. März: Osterinsel, Chile.

Cocktail des Tages: Whiskey Sour.

Es ist geschafft. Man hört förmlich die Maschinen mit einem lauten „Puh!“ aufatmen, als die Propeller nach sieben Tagen Dauereinsatz zum Stillstand kommen und die Columbus auf den Hafen von Hanga Roa zutreibt. Wir befinden uns nun 109° westlich von Greenwich und 29° Grad südlich des Äquators. Da das Schiff jedoch seine Fahrt verlangsamt und damit die drei Meter langen flügelartigen Stabilisatoren an Back- und Steuerbord nicht mehr greifen können, rollt und stampft es so heftig, dass die Kaffeetassen beim Frühstück am Pooldeck festgehalten werden müssen und sich das Mohnbrötchen samt Nutellaaufstrich vom Teller verabschiedet. Dieser amüsanten Jahrmarktsstimmung erfolgt Ernüchterung mit der Durchsage des Kapitäns: Ein Anlanden mit den Tendern ist bei dieser Dünung zu gefährlich. Doch er beruhigt: Er konnte die chilenischen Behörden davon überzeugen, um die Insel in den Norden zu fahren, um das Anlanden in der etwas geschützteren Bucht von Anakena zu versuchen. Und in der Tat ist die Bucht ruhiger, da aber die Tide beachtet werden muss und an der winzigen Behelfspier das Wasser flach ist, lässt Kapitän Behrend einen zweiten Tender als Ponton vertäuen, an den der andere Tender andockt. Kapitänsein bedeutet auch, erfinderisch zu sein. Die chilenischen Behörden bekommen zunächst Stirnerunzeln bei diesem Experiment, sind aber schließlich von der Konstruktion so beeindruckt, dass sie nun zwei Pontons in Valparaiso bestellen wollen, damit es anderen Schiffen künftig leichter gemacht wird. Die Columbus hat neues Terrain erobert. Und für die Gäste zählt jetzt nur eines: Wir haben nach sieben Tagen wieder festen Boden unter den Füßen!

Und das auf der Osterinsel. So nannte der holländische Kapitän Roggeveen die Insel, als er sie am Ostersonntag 1722 als erster Europäer entdeckte. „Rapa Nui“ nennen die Bewohner ihre Insel,

„großer, weit entfernter Fleck“. Oder auch „Te Pito o te Henua“, Nabel der Welt. So muss man sich auch fühlen, wenn es nach Tahiti 4239 Kilometer sind, zum Festland 3765 Kilometer und die nächste bewohnte Insel „Pitcairn Island“ mit gerade mal vierzig Bewohnern auch noch 1820 Kilometer weiter westlich liegt. Dafür ist die Insel traumhaft: Vulkane, weite Ebenen, sattgrüne Vegetation, in denen sich auch unzählige zum Teil wilde Pferde tummeln, bieten die perfekte Kulisse (die an den Film Highlander erinnert) für das Highlight der Insel, den Moais. Tausende dieser Statuen stehen auf der Insel verteilt, die meisten von ihnen sind allerdings umgefallen und zerstört. Häuptlinge oder Könige sollen sie darstellen, so wurde es James Cook von den Bewohnern erzählt, doch vermutlich dienten sie einem Ahnen- und Totenkult. Die Bewohner glauben bis heute, dass den Statuen eine übernatürliche Kraft entströmt, und so mancher Besucher der Insel schließt sich diesem Glauben gerne an. Vielleicht ist es das, was Miguel aus Punta del Este in Uruguay, der seit fünf Jahren regelmäßig mit seiner Familie auf die Osterinsel kommt, meint, wenn er sagt: „Die Insel hat ein ganz besonderes Flair, das der Seele gut tut und ideal ist für die Erholung. Was genau es ist, kann ich gar nicht sagen. Es ist einfach schön.“

Montag, 30. März: Osterinsel, Chile. Auf See.

Cocktail des Tages: Yellow Bird.

Über Nacht lag die Columbus auf Reede von Anakena. Ich habe herrlich geschlafen und ertappe mich dabei, dass ich mich frage, ob es mit der Insel zu tun hat. Als der Anker gelichtet wird, gibt der Kapitän bekannt, dass er mit dem Schiff noch einmal um die Insel herumfahren wird, so viel Zeit muss sein. Die meisten Gäste stehen an der Reling, es wird nicht viel gesprochen. Diese Reise und dieser Abschnitt der Weltreise heißt im Katalog „Magische Momente in den Weiten des Südpazifiks“. Gut gewählt von den PR-Strategen.

Dienstag, 31. März: Auf See.

Cocktail des Tages: Manhattan.

Jetzt geht es allerdings schon wieder los. Dieser Blick von der Reling auf Wasser. Und nur auf Wasser. Eine Gruppe der Gäste scheint allerdings diese Seetage besonders zu genießen: Die Weltreisenden. Denn nach mehreren Monaten durch viele verschiedene Teile der Welt ist dieses monotone Dahindümpeln über das kühle Nass genau das Richtige, um die Eindrücke zu verarbeiten. Aber ich frage mich: Was treibt eigentlich jemanden an, sich für fast sechs Monate in die kleine, sehr eigene Welt eines Schiffes zu setzen und durch die ganze Welt schippern zu lassen? Ich bin jetzt „erst“ die siebte Woche an Bord und zähle bereits nachts keine Schäfchen mehr, sondern Wellen. Außerdem: Man ist nie alleine, mehrmals wechselt der Mikrokosmos, wenn eine neue Reise beginnt, alte Gesichter, neue Gesichter, alte Macken, neue Macken, die Räumlichkeiten sind bequem, aber überschaubar. Dieser Enge entkommen zu wollen, ginge nur mit einem beherzten Sprung über die Reling, aber was ist daran schon amüsant? Aber darin liegt für viele Weltreisegäste der Reiz: Reisen um die Welt, sein Zimmerchen stets dabei haben und nicht ständig Koffer packen müssen. Da ist jemand, der die Weltreise deshalb schon zum siebten Mal macht! Jenes Paar ist allerdings Spitzenreiter: Früher selbst zur See gefahren, verbringen sie ein halbes Jahr zu Hause und ein halbes Jahr auf der Columbus. „Zu Hause herumsitzen?“, fragt er. „Dann sitze ich doch lieber hier herum und sehe dabei noch die Welt.“ Nun, wenn der

Geldbeutel es zulässt, warum nicht? Ein anderes Paar hat bisher noch nicht viel von der Welt gesehen. „Wir waren beruflich zu sehr eingebunden“, erzählt er. „Aber nun haben wir unser Geschäft verkauft und wollen jetzt alles nachholen. Die Kreuzfahrt ist für uns ideal.“ Eine Dame gesteht augenzwinkernd: „Mein Mann und ich dachten, bevor wir zu alt werden, schauen wir uns noch mal die Welt an. Aber wenn ich mir hier so umsehe, hätten wir uns mit dem Alter auch noch Zeit lassen können.“ Ein Herr hat seinen ganz eigenen Grund: „Ich habe Flugangst. Da bleibt mir nur das Schiff.“ Eine andere Dame, deren Mann vor einigen Jahren gestorben ist und nie reisen wollte, holt jetzt ihre Sehnsüchte nach. Wiederum eine andere Dame sagt: „Ich reise einfach gerne. Mir doch wurst, ob mit einem Schiff oder Flugzeug. Hauptsache, ich reise!“

Es sind auffallend viele Damen an Bord, die die Weltreise machen und damit die Vermutung zu bestätigen scheinen, Frauen im etwas höheren Alter seien mobiler, neugieriger und damit reisefreudiger als Männer in diesem Alter. So wie eine Dame aus der Schweiz: „Wenn die See ruhig ist, ist es einfach herrlich“, schwärmt sie. „Ich könnte zwei Monate so über das Meer fahren, ohne einen einzigen Landgang. Es ist die schönste Art, seinen Gedanken nachzuhängen. Außerdem wollte ich einmal die ganze Welt sehen, und ich gehöre nicht zur reichen Bevölkerung, die solch eine Reise einfach aus dem Ärmel schüttelt. Ich habe über 40 Jahre gearbeitet und kann mir diese Reise jetzt erst leisten.“

Mittwoch, 32. März: Auf See.

Cocktail des Tages: Mai Tai.

Gesichtskontrolle. Wir wussten es. Südamerika, das sind doch die Länder mit den strengen und stets finster dreinblickenden Beamten, die überall ihre Nase reinstecken und als Ausdruck ihrer Konsequenz gerne die Hand aufhalten. Das ist auf der Columbus natürlich nicht anders. Also müssen alle Gäste sich in der Lounge einfinden, wo sie ihren Reisepass erhalten, der von zwei finster dreinblickenden, sonnenbebrillten und schmierigen Beamten kurz kontrolliert und achtlos auf einen Haufen in einer Kiste geschmissen wird. Ab und an wird auch mal an Haaren oder Bärten gezupft, um sicherzugehen, dass sie auch echt sind. Dass einige Gäste in Bademantel, Perücken, falschen Wimpern, dicker Sonnenbrille oder Kopftuch zur Gesichtskontrolle erscheinen, stört sie nicht wirklich, ist ihnen eigentlich piepegal, Hauptsache die Kasse stimmt hinterher.

Die meisten Gäste ahnen es, der Kapitän grüßte am Morgen über die Bordsprechanlage zum 32. März. Außerdem: Gesichtskontrolle für die Einreise nach Chile? Mit der Osterinsel waren wir doch schon in Chile. Und die chilenischen Beamten kommen einem darüber hinaus bekannt vor, sehen zweien der El Combo Paraguayo trotz Sonnenbrille verdammt ähnlich. Ein Aprilscherz also. Bei der Mittagsdurchsage vermeldet der erste Offizier: „Wir sind wieder mal so schnell gefahren, dass wir eine Stunde voraus sind und nun bereits 14 Uhr haben.“ Und die Wassertiefe gibt er mit 28000 Metern an. Da ist der Hinweis gut, dass die angekündigte Crew-Show am Abend kein Aprilscherz ist.

Denn dafür hat die Crew zwischen den Schichten, zum Teil in der Nacht, hart geprobt. Doch der Erfolg der Tanz- und Comedyeinlagen, an denen alle Crewmitglieder von der Wäscherei bis zur Brücke beteiligt waren und die nur etwa einmal im Jahr aufgeführt werden, ist riesig, das

Publikum tobt. Als die Offiziere von der Brücke in Bademänteln und Sonnenbrillen den Glöckner von Nôtre-Dame als die „Glöckner vom Ballindamm“ (Ballindamm = Adresse von Hapag-Lloyd in Hamburg) parodierten, gibt es kein Halten mehr. Auf der anschließenden Crew-Gastparty verlässt der letzte Gast erst gegen vier Uhr morgens das Parkett, nachdem DJ M.B. über seinen iPod neben einem Mix von Marianne Rosenberg bis AC/DC die letzten zwei Stunden Crew und Gäste eingeheizt und dabei selbst das Tanzbein geschwungen hat.

Donnerstag, 2. April: Auf See.

Cocktail des Tages: Columbus Sinfonie.

Wie jeden Mittag meldet sich der erste Offizier von der Brücke: „Und täglich grüßt das Murmeltier um... nein, nicht um zwölf Uhr, sondern um ein Uhr. Denn der östliche Kurs hat uns schon wieder eine Stunde gestohlen.“

Nach tagelangem Nichts glaubt man beim Blick auf das Meer, jetzt endlich am Horizont Inseln, oder wenigstens ein Inselchen zu erkennen, vielleicht ein anderes Schiff, eine Möwe, einen Albatros oder was auch immer. Aber das ist auch nach Tagen noch immer nichts. Selbst die Temperaturen sind annähernd bei rund 26 Grad konstant, Regen ist weit und breit nicht in Sicht. Die einzige Abwechslung für das Auge bieten die Wolken, die vor allem am Nachmittag ihr Schauspiel aufführen und im Sekundentakt neue Figuren anbieten. Heute hängen am Horizont dichte Kumuluswolken, in der Höhe ziehen sie sich in Streifen und fransen aus wie Zuckerwatte, manche bilden Konturen wie Quallen, die ihre Tentakel herabhängen in der Strömung tanzen lassen. Blickt man lange genug auf die Wolken und verliert den Horizont aus den Augen, verharrt das Schiff in einer gefühlten Ruhe, und plötzlich rollt und stampft der Himmel und nicht mehr das Schiff.

Am Abend bietet der funkelnde Sternenhimmel das gleiche Schauspiel. Kapitän Mark Behrend lässt die Lichter am Oberdeck bis auf die Notbeleuchtung ausschalten, gibt den ungetrübten Blick frei und erklärt mit seinem Starpointer, der an das grüne Laserschwert aus Star Wars erinnert, die verschiedenen Sternbilder. Und erneut verharrt man voller Ehrfurcht vor der Tatsache, dass man sich über die Meere alleine mit den Sternen orientieren kann. Ob zu Zeiten Magellans oder heute. Die Gäste werden ganz still, jeder genießt. Das sind sie wieder, die sprichwörtlichen Sternstunden...

Columbus Blog 13

Sonntag, 5. April: Valparaiso, Chile.

Cocktail des Tages: Blue Sea.

Ach, da ist es wieder. Das Mosaik des neuen Mikrokosmos, endlich. Die Alten sind weg, die Neuen stehen Spalier an der Reling, nippen am Willkommensfruchtsaft, schauen dabei hoch über die Außenwand des Schiffes mit dem Blick des „Aha, das ist sie also, die Columbus, unser Zuhause für die nächsten drei Wochen, hübsch!“, empfangen ihre Schlüsselkarten an der Gangway, lassen sich von der Bordfotografen zu einem Lächeln überreden und schließlich von charmanten philippinischen Stewardessen zur Kabine führen. Ich beobachte das ganze von der Reling am Pooldeck mit der lässigen Haltung des... aber das hatten wir ja schon. Bei 180 neu einsteigenden Gästen wird es wieder lebendiger an Bord.

Aber so hatte ich mir das nicht vorgestellt. Dabei meinte es die Maître d'Hotel Melanie sicher gut, als sie mich zu zwei Paaren setzte, die etwa in meinem Alter sind. Mittleres Alter kommt schließlich selten genug vor auf einem solchen Kreuzfahrtschiff. Doch ein im Verhältnis jugendliches Alter verspricht nicht zwangsläufig jugendliche Frische in Gesprächen. Ich setze mich an den Tisch, an dem bereits eines der beiden Paare sitzt. Wir grüßen uns freundlich, wie man das so macht am ersten Abend einer Kreuzfahrt. Das zweite Paar kommt, setzt sich grußlos, wie man das eben nicht macht am ersten Abend einer Kreuzfahrt. Wir schauen in die Speisekarten, die uns der Steward reicht, ich spüre einen verlegenen Blick von rechts, einen unsicheren von links. Wir bestellen, wir schweigen. Um ein Gespräch in Gang zu bringen, frage ich den Satz, den eigentlich niemand hören möchte, der aber doch zum Repertoire eines ersten Abends dazugehört: „Hatten Sie eine lange Anreise?“ Dämliche Frage, natürlich ist der Einstieg in Chile mit einer langen Anreise verbunden. Konsequente Antwort: „Ja.“ Der Gesprächseinstieg aber ist geschafft. „Ist das Ihre erste Kreuzfahrt?“ Antwort: „Ja.“ Okay, jetzt wird es schwieriger. „Was hat Sie bewogen, eine Kreuzfahrt zu machen?“ Sie schaut, er schaut. Schweigen. Der Herr des grußlosen Paares sagt: „Also bei uns ist es eine vorgezogene Hochzeitsreise.“ Vorgezogen? „Wir heiraten im Sommer.“ Der erste Gang kommt. Gabel und Messer klimpern, man nippt am alkoholfreien Bier, ich genieße meinen chilenischen Sauvignon Blanc, schaue hierhin, schaue dorthin. „Schmeckt es Ihnen?“, frage ich. Antwort: „Ja. Durchaus.“ Der zweite Gang kommt, Gabel und Messer klimpern erneut. In der Mitte steht ein Orchideenarrangement, leider ziemlich hoch gesteckt, so dass man den gegenüber Sitzenden entweder gar nicht, oder nur links oder rechts versetzt erkennen kann. Man kann sich dahinter aber auch gut verstecken. Nach einer halben Stunde gehen mir die sinnlosen Fragen aus und ich gehe aufs Ganze: Ich schweige. Ergebnis: Die anderen schweigen auch. Die Stewardess fragt: „Möchten Sie noch einen Kaffee? Oder die Rechnung?“ Meine Antwort: „Die Rechnung bitte!“

Dienstag, 7. April: Puerto Montt, Chile.

Cocktail des Tages: Columbus Sinfonie.

Valparaiso, größte Hafenstadt Chiles, Tor zum Pazifik, einst der erste Anlandungsplatz für die spanischen Schiffe nach der Umsegelung von Kap Hoorn, liegt bereits viele hundert Seemeilen hinter uns, wir schippern einen Teil der 10.000 Kilometer langen chilenischen Küste entlang (mit

allen Inseln und Inselchens gerechnet!). Hier stößt der kalte Humboldt-Strom auf die warme Luft der Atacama-Wüste, wir spüren die damit verbundene Veränderung des Klimas. „Das haben wir dieses Jahr noch nicht gehabt“, gibt der Kapitän bei seiner morgendlichen Begrüßung – der Kapitän selbst spricht augenzwinkernd gerne von seiner Andacht – bekannt. Er meint den dichten Nebel, durch den sich die Columbus seit dem frühen Morgen durch den Selo de Reloncavi auf dem Weg nach Puerto Montt pflügt. Die nahe Küste ist kaum erkennbar, der Blick in vielerlei Hinsicht getrübt. Man könnte meinen, die Columbus sei vor zwei Tagen in eine andere Welt gebeamt worden. Sonne, laues Lüftchen, angenehme 28 Grad, so war es in der anderen Welt vor wenigen Tagen. Heute: Nebel, kühler Wind, 12 Grad, Tendenz fallend. Wir nähern uns dem Herbst der Südhalbkugel, beziehungsweise: Wir sind mittendrin. Während also in Europa der Frühling seine Stärken zeigt, fahren wir in den kalten Süden. Der Kapitän hat es bei der gestrigen Willkommensgala bereits angekündigt, man dürfe sich nicht täuschen lassen: „Na klar, es gibt die Südsee, wir fahren nach Südamerika, aber auch der Südpol fängt mit „Süd“ an – und der ist jetzt gar nicht mehr so weit entfernt.“ Und das sei das ganz besondere dieser Reise: Dorthin zu fahren, wo man nur mit dem Schiff hinkommt. „Die Monotonie der Südsee mit stets dreißig Grad ist nun vorbei. Jetzt singen wir nicht nur vom Sturm, sondern wir tun, was wir dafür machen können!“ Gut, denke ich für einen Augenblick, dass ich einmal um die Welt geflogen bin, um aus dem Kleiderschrank in Hamburg meine dicke Windjacke zu holen.

Am Nachmittag lichtet sich der Nebel ein wenig, gibt bei der Fahrt durch die patagonische Landschaft ein paar Blicke frei auf die malerischen Ufer des Lago Llanquihue und auf die Petrohue-Wasserfälle, die durch ausgewaschenes, fast reines Basalt fließen. Saftig grüne Wiesen säumen die Straßen, immer wieder tauchen die für die Region typischen Schindelhäuser mit kunstvollen Erkern auf, Schilder wie „Dresden Café“ oder „Casa Kuschel“ erinnern daran, dass in dieser Region seit Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem Deutsche gesiedelt haben. Und über allem, gleich neben dem smaragdfarbenen Lago Todos Los Santos, thront der mächtige Vulkankegel Osorno. Doch als wollte die Landschaft nicht zu viel preisgeben und nur eine Ahnung von ihrer Schönheit erlauben, schließen sich am frühen Abend die Nebelschwaden wieder und verhüllen die Pracht. Als der letzte Tender wieder an Bord ist und die Columbus die Reede vor Puerto Montt verlässt, lässt der Kapitän alle paar Minuten das Horn ertönen, um im dichten Nebel auf das Schiff aufmerksam zu machen.

Mittwoch, 8. April: Auf See, Fahrt durch den Darwin Kanal, Chile.

Cocktail des Tages: Planter's Plunch.

1956 schreibt der chilenische Poet Pablo Neruda in seiner Ode über das Heimweh nach Chile: „Gebt mir die Wogen, die meines Landes kristallinen Leib erschüttern, lasst im Osten mich sehen, wie dort auftürmt die Majestät der Welt in einer stolzen Kette von Vulkanen, mir zu Füßen das Siegel allein des Schaumes, Meeres Schnee, die ewige Silberschmiedel!“ Nähert man sich über den Darwin-Kanal den chilenischen Fjorden, versteht man, was Neruda zu dieser Poesie bewogen haben mag. Schon am frühen Morgen tauchen die Berge entlang des Kanals aus dem Dunst des Nebels heraus und erstrahlen in satten Farben. Riesensturmvoegel, Königskormorane und Patagonienmöwen ziehen ihre Kreise über das Schiff, Magellan-Pinguine schauen in sicherer Entfernung neugierig aus dem Wasser oder sonnen sich auf den Felsen, die Vegetation kleidet sich in ihr buntes Herbstgewand. Erstaunlich, dass einige Gäste dennoch lieber Kreuzworträtsel

lösen oder Pfeile auf die Dartscheibe werfen. Was muss man in der Welt schon gesehen haben, um diese Landschaften zu ignorieren?

Gründonnerstag, 9. April: Auf See, Fahrt durch den Trinidad Channel, Chile.

Cocktail des Tages: Seemanns Früchtetraum.

Es ist fast wie in einer anderen Welt. Der Himmel ist wolkenverhangen, Dunstschleier legen sich auf die schneebedeckten Gipfel, es wird nicht richtig hell. Und dann der eisige Wind, der mit zwei bis drei Windstärken vor sich hindümpelt, bis er sich – sobald man die Einfahrt eines Fjords passiert – blitzartig auf zehn bis elf Windstärken beschleunigt und man die Mütze der Windjacke weiter zuzieht und die Kamera noch fester umgreift. Die Wangen röten sich, die Hände frieren ein. In der Bordboutique werden vermehrt Schals und Handschuhe nachgefragt. Ja ja: Südsee, Südamerika, aber auch Südpol...

Und dann das! In Chile gibt es nicht nur rund 2000 Vulkane, von denen etwa 55 aktiv sind. Nach Grönland und der Antarktis bewegen wir uns auch durch die drittgrößte Eisfläche der Erde, weswegen entlang der Fjorde und der Kanäle eine Reihe von imposanten Gletschern ins Meer kalben. Kapitän Behrend beschließt nach Absprache mit seinen Lotsen und dem ersten Offizier, den Kurs der Columbus für ein paar Stunden zu ändern und über den Pitt-Kanal an den Skua-Gletscher in der Bahia Amalia heranzufahren. Und als trotz der starken Wolkendecke nach einigen Seemeilen der Gletscher in Sicht kommt, die Columbus immer weiter an Fahrt verliert, wir schließlich direkt vor den Gletscher gleiten und dieser in türkisfarbenen Tönen zwischen den dunklen Bergen in das grünlich schimmernde Meer zu schieben scheint, stockt einem der Atem. Die Passagiere drängen sich an der Reling, aber es wird kaum gesprochen, die Ehrfurcht vor dieser Natur ist mit jedem Atemzug spürbar. Als ein Herr ansetzt, von seiner ersten Gletscherbegegnung in Island zu erzählen, treffen ihn einige strafende Blicke und der Skua-Gletscher darf sich wieder der ganzen Aufmerksamkeit bewusst sein. Noch immer ergriffen von der Schönheit des Gletschers, kann ich es kaum fassen, als ich sehe, wie ein paar Passagiere in der Weinstube sitzen und Skat spielen.

Gegen 22 Uhr wird die Columbus die Magellan-Straße erreichen, doch schon jetzt pfeift der Wind mit 11 Beauforts. Auf der Brücke ist es ruhig, aber die Anspannung ist spürbar. Der Steuermann schaut gebannt auf die dunkle See, der Lotse hat seinen Blick starr auf das Radar gerichtet, auch der erste Offizier hat alles im Blick. Während die Gäste klassischen Klängen lauschen, die Alleinunterhalterin Marie auf dem Saxophon spielt, kämpft sich die Columbus durch eine der gefährlichsten Seegebiete der Welt. Die Dawn Princess, die wir noch in Neuseeland in ruhiger See in Wellington und Napier gesehen haben, befindet sich auf dem Weg in die Werft – der letzte Sturm in dieser Region hat erhebliche Schäden verursacht. Und nun sind wir mittendrin. Die Küsten an Back- und Steuerbord sind nur auf knappe Sichtweite entfernt. Der Kapitän kündigt an: Ab zwei Uhr nachts ist mit fünf Meter hohen Wellen zu rechnen, von vorne und von der Seite. Die Crew sichert Gläser, Teller und Flaschen zusätzlich, Stühle und Tisch auf dem Pooldeck werden vertäut. Und in der Tat: Der Wind peitscht immer heftiger um das Schiff, die Takelage pfeift in schrillen Tönen, die Gischt wirbelt um die Decks. Man spürt und hört, wie sich der Wind gegen das Schiff aufbäumt, versucht, es in die Knie zu zwingen und auf das Wasser zu drücken. Doch die Columbus gibt nicht nach, die Crew hat alles unter

Kontrolle. Trotzdem ist es gut zu wissen, dass immer zwei Lotsen an Bord sind, die die mehrtätige Fahrt durch die chilenischen Fjorde begleiten. Das schreiben die chilenischen Behörden vor, denn aus Erfahrung wird man klug: Vor vielen Jahren ist ein Lotse nachts eingeschlafen, das Schiff setzte auf. Man kann ein Schiff aber auch anders versenken: Man erzählt sich die Geschichte vom Kapitän, der sich angeregt mit dem Lotsen unterhielt und einen Satz mit einem herzhaften „All right!“ beendete. Der Steuermann verstand diesen Teil des Gesprächs leider falsch und riss das Ruder hart Steuerbord um. Das Wrack liegt noch heute auf Grund.

Freitag, 10. April: Punta Arenas, Chile.

Cocktail des Tages: Sommernachtstraum.

Der Sturm der Nacht war schwächer als angekündigt, der Schwell der Dünung flacher als befürchtet. Nur die Hapag-Lloyd Fahne am Bug hat es schlecht überstanden und hängt erschöpft in Fetzen herab. Der portugiesische Kapitän Fernando Magellan wäre froh gewesen, hätte es nur die Fahne erwischt, als er 1519 bei einem starken Sturm mit zwei seiner Schiffe abgetrieben wurde. Doch die Besatzung merkte sehr bald, dass es keine Bucht war, in die sie geraten waren, sondern ein Kanal – jene Meerenge, die den Atlantischen mit dem Pazifischen Ozean verbindet und später Magellanstraße genannt werden sollte. Bis zum Bau des Panamakanals war sie die wichtigste Schiffspassage der Welt. Magellan und seine Besatzung sahen außerdem im Süden der Meerenge viele Feuer aufleuchten, an denen sich die Bewohner bei dem rauen Klima wärmten. Magellan nannte das Land deswegen „Tierra del Fuego“ – Feuerland.

Als die Columbus Punta Arenas anläuft, bläst der Wind auf der Veranda im Bugbereich so eisig, dass man sich auch ein bisschen Feuer zum Wärmen wünschte. Eisige Temperaturen sind hier allerdings eher die Regel als die Ausnahme, das Leben geht einen anderen Gang. „Im letzten Sommer hatten wir mal einen Tag mit 25 Grad“, erzählt Tony, „da haben alle draußen gegessen. Das war ein ungewöhnliches Bild.“ Tony hat mal ein paar Jahre in den USA gelebt und arbeitet nun entweder in einer Bar oder bietet Touristen seine Dienste als Reiseführer an. Der 25-jährige sieht sein Leben in Punta Arenas nüchtern: „Es ist okay. Es ist eben etwas ruhiger hier. Damit muss man sich abfinden.“ So wird klar, dass die Straßen nicht nur deswegen verwaist erscheinen, weil Karfreitag ist. So stelle ich mir auch Alaska vor: Breite Straßen, kaum ein Auto, die Straßenhunde sind Huskies, irgendwo knarrt ein Ladenschild im Wind, ab und an huscht mal eine Gestalt vorbei. Allerdings ist Punta Arenas auch wohlhabend: Einst war es das Gold, heute sind es Schafzucht und Erdöl, und es ist noch immer wichtiger Handelshafen für die Frachtschiffe der Magellanstraße und Marinestützpunkt für Antarktisoperationen. Steingewordenes Zeugnis des Reichtums der Schafbarone sieht man auch in der prunkvollen Grabarchitektur des riesigen Friedhofs. Aber auch ganze Besatzungen von untergegangenen Schiffen liegen dort. Kap Hoorn ist gleich um die Ecke.

Samstag, 11. April: Fahrt durch den Beagle-Kanal & Ushuaia, Argentinien.

Cocktail des Tages: Whiskey Sour.

Kapitän Fitzroy und Charles Darwin kamen 1832 auf ihrer Expeditionsreise hier vorbei und waren nicht weniger fasziniert von den sechs Gletschern, an denen sie vorbeizogen. „Beagle“ hieß

ihr Schiff, der 240 Kilometer lange Kanal, der südlich der Magellanstraße ebenfalls Atlantik und Pazifik verbindet und auf dem der Grenzverlauf Argentiniens und Chiles verläuft, ist danach benannt. Und dort, am Grenzverlauf, liegt die Stadt Ushuaia, das Ende der Welt. Zumindest verfolgt einem der Schriftzug „Fin del Mundo“ auf Schritt und Tritt: Auf Hauswänden, T-Shirts, Tassen, Anstecknadeln, Restaurant- und Barnamen. Interessant, dass man stolz darauf ist, am Ende der Welt zu leben. Deswegen mag man es gar nicht gerne, dass vor einigen Jahren die chilenische Stadt Puerto Williams – südlich des Beagle-Kanals gelegen – das Stadtrecht zuerkannt bekommen hat und damit dem argentinischen Ushuaia – nördlich des Beagle-Kanals gelegen – den Rang als südlichste Stadt der Welt abgelaufen hat. „Pah!“ hört man überall sagen: „Puerto Williams ist doch mit seinen 2000 Einwohnern nur ein Kaff! Eine Stadt? Pah!“ Den Königskormoranen und Seelöwen, die auf den vielen kleinen Inseln rund um den berühmten Leuchtturm der Les-Eclaireurs-Insel sich ausruhen, dösen, schnattern oder brüllen, ist es ohnehin egal. Hauptsache, es ist schön kalt. Bezeichnend allerdings, dass es den Magellan-Pinguinen schon *zu* kalt ist und sie sich auf den Weg nach Norden in Richtung Brasilien gemacht haben. Gut, dass wir dort auch bald hinkommen.

Ostersonntag, 12. April: Ushuaia, Argentinien.

Cocktail des Tages: Manhattan.

Man sagt, Ushuaia sei der Ort, an dem selbst der Teufel einfriert. Beim Blick aus dem Bullauge am frühen Morgen glaube ich das sofort und erinnere ich mich auch daran, gelesen zu haben, dass Feuerland eine der regenreichsten Regionen der Erde ist. Gepaart mit eisigem Wind, leichtem Schneetreiben und tief hängenden Wolken kommt für die anstehende Wanderung durch das Naturreservat Tierra Mayor in Feuerland wenig Freude auf. Beim Blick auf den Schokoladenosterhasen, der gestern als Gutenacht-Hupfer in die Kabine gestellt wurde, kratze ich mich ein bisschen am Kopf und frage mich, was ich hier eigentlich mache. Nach viereinhalb Stunden Wanderung in Gummistiefeln, die man in einer Schützhütte ausgehändigt bekommt, durch eine wild-bunte Herbstlandschaft, durch Torf, Schlamm, teilweise dichtem Schneetreiben, durch ausgedehnte Hochmoore, dichte Lengua- und Cohiüe-Wälder, vorbei an Südbuchen bis zur Laguna Perdida, die in herrlichen Farben vor einem Gletschermassiv glitzert, weiß ich es: Ich habe heute eine der schönsten Landschaften meines Lebens gesehen und bin ganz berauscht von der Schönheit der Natur! Wenn man schließlich noch eine heiße Schokolade – serviert als heiße Milch, auf dessen Untertasse ein großes Stück Schokolade liegt – im ältesten Café der Stadt, im 1906 gegründeten Ramos Generales, trinkt, ist die Welt mehr als in Ordnung. Auch an Ostersonntag.

Columbus Blog 14

Dienstag, 14. April: Auf See.

Cocktail des Tages: Singapore Sling.

Noch liegt Schnee auf dem Berggipfeln, aber mit jedem Tag wird es wieder wärmer. Schon in Buenos Aires sollen es 25 Grad sein, so recht mag man das beim Blick aus dem Bullauge nicht glauben. In der Nacht hat die Columbus den Hafen von Ushuaia verlassen, fährt zunächst auf östlichen Kurs zwischen Feuerland und Isla de los Estados, bevor es vorbei an den Falklandinseln wieder hoch in den Norden geht. Damit haben wir endgültig den ruhigen Pazifik verlassen, und der Atlantik zeigt sich sogleich von seiner rauen Seite. „Ach“, ächzt Rosene mit einem gequälten Lächeln „jetzt fahre ich schon so lange auf Schiffen, aber seefest bin ich noch immer nicht.“ Seit neun Jahren fährt Rosene, meine Zimmerstewardess, zur See, davon fünf Jahre auf der Columbus. Aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Manila kommt sie und hat, wie die meisten ihrer Landsleute, über eine Agentur auf Schiffen angeheuert. „Bei uns auf den Philippinen gibt es wenig attraktive Arbeit,“ erzählt die 33-jährige während sie das Bett neu bezieht, „und auf einem Schiff wie diesem wird man gut bezahlt. Damit kann ich sparen und mir ein bisschen die Zukunft finanzieren. Außerdem sehe ich die Welt, das ist toll!“ Manche Gäste, erzählt sie weiter, hätten Schwierigkeiten damit, dass auf einem deutschen Schiff nicht alle Deutsch sprechen. „Dann unterhalten sie sich trotzdem mit uns in Deutsch, und uns bleibt nichts anderes übrig als freundlich zu nicken und ab und an ein „Ja ja“ einzustreuen“, lacht sie. Und dass nicht immer alle Gäste pflegeleicht sind, nimmt sie gelassen hin: „Das ist Teil unseres Jobs. Das ist doch normal, bei keinem Job scheint jeden Tag die Sonne. Aber mit den meisten Gästen macht es viel Spaß. Und wenn die See ruhig ist, ist es umso schöner!“

Mittwoch, 15. April: Puerto Madryn, Argentinien.

Cocktail des Tages: Pina Colada.

Man lernt schnell Freunde kennen in Puerto Madryn. Als ich frühmorgens kurz nach dem Einlaufen des Schiffes am Strand entlang spaziere, kommt er schon auf mich zu. Mit der Verständigung ist es schwierig, mein Schulspanisch ist lange her und ziemlich eingerostet, er kann natürlich kein Englisch oder Deutsch. Auch seinen Namen kann er mir nicht mitteilen, also nenne ich ihn Fernandez, weil ich finde, dass er aussieht wie ein Fernandez: Lange Haare, dunkle Augen, ein bisschen schwächig, aber trotzdem drahtige Figur, durchaus charmant, wenn auch fordernd mit jedem Blick und jeder Bewegung. Ein echter Argentinier eben. Fernandez folgt mir die ganze Zeit. Ich würde gerne etwas alleine sein, die kleine Hafenstadt auf mich wirken lassen. Aber Fernandez ist offenbar der Ansicht, dass er mir dabei Gesellschaft leisten müsse. Nun gut, denke ich, warum nicht. Ich muss kurz zum Schiff zurück, um ein vergessenes Objektiv für meine Kamera zu holen, Fernandez wartet an der Gangway auf mich. Ich ruhe mich auf einer kleinen Balustrade am Strand aus, genieße die warme Sonne und die angenehme Luft, beobachte die wenigen Menschen am Strand. Fernandez setzt sich neben mich und beobachtet mit. Als ich in einem Geschäft nach einem passenden Andenken an Patagonien suche, wartet er vor der Tür, als wüsste er, dass er hier nicht rein darf. Zurück am Schiff bringe ich es nicht übers Herz, ihn einfach an der Gangway stehen zu lassen. Ich gehe in die Küche und frage nach ein paar

Essensresten, die ich in etwas Alufolie packe. Als Fernandez das sieht, ist er ganz aus dem Häuschen, wedelt mit dem Schwanz, bellt ein paar Mal und verschlingt binnen Sekunden die saftigen Fleischstücke. Nach unserem Abschied sehe von der Reling aus, wie Fernandez über die Pier in Richtung Strand tritt und mit dem Schwanz wedelt. Das war ein guter Tag.

Donnerstag, 16. April & Freitag, 17. April: Auf See.

Cocktail des Tages: Schwimmender Anker & Blue Sea.

Ich gebe zu: Langsam werde ich schiffsmüde. Schon wieder zwei Seetage. Die Ziele der Weltreise und besonders dieser Reise um Südamerika sind ein Traum. Aber immer dieser Blick auf das Wasser. Ich kann auch kaum noch Marotten der Gäste beobachten: Mir fallen sie einfach nicht mehr auf. Wahrscheinlich habe ich selbst welche, gehöre jetzt dazu, bin zu Hause auf meinem Schiff, werde schrullig, lege, wenn ich nicht gerade Bilder bearbeite oder schreibe, mein Handtuch auf die Liege, auf dass sie den ganzen Tag mir gehöre, steuere ohne großes Nachdenken am Pooldeck den gleichen Tisch an und nehme mir am Mittagsbüfett lieber einen Schlag zu viel als zu wenig, gehe wie an einem unsichtbaren Faden geführt pünktlich um 16 Uhr, spätestens um 16.15 Uhr, an das Kuchenbüfett, wissend, dass ich zurück an Land beim Blick auf die Waage zumindest das letzte Stück Kuchen verfluchen werde, grüße Matthias, den Steward, Tina, die Rezeptionistin, Melanie, die Maitre, Heinz, den Küchenchef, bin irritiert, wenn eine neu eingestiegene Stewardess meinen Namen noch nicht kennt und bei einer Bestellung nach meiner Kabinenummer fragt. Ich summe, über meinen Laptop gebeugt, automatisch jedes Lied der Alleinunterhalterin Marie mit, da ich ihr beeindruckend umfangreiches Repertoire dennoch rauf und runter kenne. Doch das Schlimmste: Ich habe mich sogar inzwischen zu einer Partie Bingo überreden lassen, um festzustellen, dass man bei diesem relativ denkbefreiten Spiel Spaß haben kann. Sollte ich mir Gedanken machen? Immerhin, eines fällt mir doch noch auf: Man kann immer deutlicher die Weltreisenden von den „normalen“ Gästen unterscheiden. Sobald die Sonne herauskommt, so wie heute, werden sämtliche Liegen von den Neuen belegt – die Alten halten sich eher mit der lässigen oder auch gelangweilten Haltung des „Ach, schon wieder Sonne!“ zurück. In weiter Entfernung sind Wasserfontänen erkennbar: Ein paar Wale kommen an die Oberfläche zum Luftholen. Sie sind verdammt weit weg, zu weit weg für die Kamera, aber immerhin: Eine kleine Abwechslung.

Samstag, 18. April: Buenos Aires, Argentinien.

Cocktail des Tages: Yellow Bird.

Ich dachte, es sei ein Klischee. An jeder Ecke von Buenos Aires höre man Tangomusik. Nach einem wunderbar aromatischen Kaffee und einem Sandwich im Café Tortoni, Argentinien's ältestem Kaffeehaus, 1858 gegründet, holzvertäfelt und mit schweren Tischen und Stühlen ausgestattet, an denen auch schon Tangosänger Carlos Gardel saß, beweist der Spaziergang durch Buenos Aires tatsächlich: An fast jeder Ecke hört man Tangomusik. Zugegeben: Es mag am Viertel liegen, denn San Telmo mit seinen Pflastersteinstraßen, vielen Restaurants und Kolonialstilhäusern bietet die perfekte Kulisse für die täglichen Tangoshows. Auch im benachbarten La Boca, dort wo der berühmte Fußballclub Boca Juniors zu Hause ist und Diego Maradona bisweilen als Gott, zumindest als Heiliger verehrt wird, locken die von italienischen

Einwanderern geprägten Restaurants ihre Gäste mit Tangoaufführungen. Dabei war Tango einst die Musik der Immigranten, der Spelunken und ein Tanz, der lange verrufen war. Doch seit ein paar Jahren erlebt diese getanzte Lebensphilosophie eine Renaissance, immer mehr Tangobars mit ihren Milongas, wie die Tanzabende heißen, öffnen ihre Tore für Jung und Alt.

„Tango ist ein trauriger Gedanke, den man tanzt“, sagte einmal der Komponist Enrique Santos Discépolo. Als er das sagte, mag er im Café Confitería Ideal in der Avenida Suipacha gestanden haben. Das Ideal, eine altehrwürdige Institution: Mit jedem Schritt, mit jeder Geste wird hier der Tango gelebt, gefühlt, verehrt. Die Herren, die meisten weit über die 60, tragen selbstverständlich Anzug, das Stofftaschentuch stets griffbereit, um, wenn nötig, unauffällig ihren eleganten Tanzpartnerinnen die Schweißperlen abzutupfen. Zu dieser Milonga kommen vor allem Porteños, Einwohner von Buenos Aires, man ist unter sich und zelebriert das System des *cabeceo*: Die Herren fordern die Damen zum Tanz auf, nur mit einem fragenden Blick, führen die Erwählten galant zur Tanzfläche, schmiegen sich aneinander, schließen die Augen, die riesigen Ventilatoren summen dazu im Takt. Hier wird echter Tango gespielt, nur zwischendurch ertönt, was für ein Stillbruch, für wenige Augenblicke ein Lied von Gloria Estefan. Doch es dient einer kleinen Pause von den traurigen Gedanken, bevor sich die Paare wieder der getanzten Melancholie hingeben. Ein Herr, vermutlich nach einem Schlaganfall, hat Mühe, sich zu erheben. Er schlurft vorsichtig auf die Tanzfläche, wirkt kurz verloren. Eine Dame nimmt ihn in die Arme, führt ihn, er lässt sich fallen. Eine Regung ist kaum zu erkennen, aber man spürt, wie er jeden Schritt genießt. Tanzen als Lebenselixier.

Es scheint, als würde gleich Astor Piazzolla hereinkommen, von niemandem beachtet, weil er hier Stammgast ist, setzt sich, schließt ebenfalls die Augen und drückt sanft auf den Balg seines Bandoneons, um mit seinen sanften, schwermütigen Tönen die Leidenschaft und Dramatik zu unterstreichen. Vielleicht wäre er mit seinem Tango Nuevo schon zu modern, aber man würde es akzeptieren. Federico Fellini beobachtet von einem Tisch in einer Ecke, am Rotwein nippend, die Szenerie und zeigt dezent auf die potenziellen Komparsen, die er für seinen Tangofilm „Ideal – Una notte in Buenos Aires“ auswählte. Er würde auf alle zeigen. Immerhin diente das Ideal schon als Filmkulisse für „Tango“ von Carlos Saura.

Sonntag, 19. April: Punta del Este, Uruguay.

Cocktail des Tages: Tim Collins.

Die Ankunft ist gegen Mittag geplant. Punta del Este, teuerster und exklusivster Urlaubsort Lateinamerikas, das Nizza, St. Tropez oder Sylt für die Schönen und Reichen aus Uruguay, Argentinien und Brasilien, die hier vor allem in den Sommermonaten (Dezember bis Februar) ihre Residenzen und Suiten beziehen und an der Promenade ihre Gucci-Sonnenbrillen und Prada-Handtaschen spazieren führen. Außerdem wetteifert man mit den teuersten Yachten, den schnellsten Autos und den perfektesten Körpern. Welche Prominente man wo und wann antreffen kann, liest man in Fachblättern wie „Gente“ (Leute) und „Caras“ (Gesichter). Kreuzfahrtgäste werden darin nicht erwähnt, und solche kommen hier auch selten vorbei. Vielleicht soll das auch so bleiben, dachten sich Wellen und Wind, als sie, je näher sich die Columbus dem Tummelplatz der Reichen nähert, aufdrehen und das Tondern auf Reede unmöglich machen. Kapitän Mark Behrend unternimmt zwei Versuche, die Columbus ruhig zu

halten, alleine schon deshalb, um dem argentinischen Lotsen und den vier Künstlern der Theatergruppe „Hidden Shakespeare“, die in Uruguay von Bord gehen müssen, ein Aussteigen über das Lotsenboot zu ermöglichen. Letzteres gelingt zwar auf abenteuerliche Weise, aber für die eigenen Tenderboote sind die Wellen zu hoch, die Columbus muss abdrehen und aufs offene Meer hinaus fahren. Die Schönen und Reichen – zumindest diejenigen aus Südamerika – bleiben unter sich.

Montag, 20. April: Auf See.

Cocktail des Tages: Mai Tai.

Kapitänsabschiedscocktail. Zum letzten Mal lese ich dieses Wortungetüm in meinem Tagesprogramm und merke, dass ich für mich noch nicht entschieden habe, ob ich mich freuen soll (über zehn Wochen an Bord sind genug!) oder wehmütig werde (irgendwie doch sehr schade!). Kapitän Mark Behrend resümiert am Abend auf seine Weise: „Die Gunst der Stunde macht die Seefahrt aus, nur dann wird daraus auch eine Seefahrt.“ Und er erklärt, wie er das meint: „Wir haben in den letzten Wochen mit den chilenischen Fjorden und der Magellanstraße eines der spannendsten Fahrgebiete befahren, mit einem Temperaturgefälle von bis zu dreißig Grad gekämpft und den Wind ertragen, der innerhalb kürzester Zeit von Null auf zwölf Windstärken beschleunigen kann, ein Wind, den man sofort auf der Haut spürt. Das ist einmalig, so etwas erlebt man nicht im Rhein-Main-Gebiet. Sonne, Hitze, Schnee, Kälte – an der Südspitze der Erde ist die Veränderung das Normale.“ Man spürt, dass Kapitän Behrend sich in diesen Gewässern am wohlsten fühlt. „Wer will schon fünfzig Tage Sonne haben, da kommt schnell Tristesse auf, sowohl im Himmel wie in den Gesichtern.“ Und wenn man viele Tage auf See verbracht hat, freue sich jeder wieder auf die vermeintlichen Vorzüge an Land: „Dann hat der Empfang des Handys wieder vier Balken und in Rio wird einem sogar ungefragt das Gepäck getragen.“ Seit er in Sydney an Bord gekommen ist, hat die Columbus 17.000 Seemeilen zurückgelegt, und er danke dies vor allem seiner Crew, sagt der Kapitän: „Sie können als Rumpelstilzchen auf der Brücke stehen. Wenn man keine hervorragende Crew hat, nützt das alles nichts!“ Und wie an jedem Farewell singt der Crewchor Seemannslieder (Ja, auch die Reeperbahn nachts um halb eins ist dabei...), die philippinischen Crewmitglieder verabschieden sich dabei mir ihrem melancholischen Lied „Ikau“, und am Ende des Abends wird die Seekarte verlost. Eine Weltreisende hat das große Los gezogen, Kapitän Mark Behrend beglückwünscht: „Ich weiß ja nicht, wie es bei Ihnen zu Hause aussieht, aber das Hirschgeweih können Sie jetzt abhängen.“

Dienstag, 21. April: Auf See.

Cocktail des Tages: Summery.

Das Ende ist in Sicht. So oder so. Also werden langsam die Koffer gepackt, Adressen ausgetauscht, man resümiert. Und wie beruhigend: Ich bin nicht der Einzige, der mit einer leichten Schiffsmüdigkeit kämpft. Auch einige der Weltreisenden sind zwar glücklich über die faszinierenden Ziele der bisherigen Reise. Aber nach über fünf Monaten auf See könnte sich der eine oder die andere auch einen Ausstieg in Rio de Janeiro vorstellen. Die spannendsten Ziele liegen aus Sicht vieler Gäste hinter uns. Was soll jetzt noch kommen? Wir nähern uns wieder den heimischen Gefilden... Dennoch werden noch mal neue Gäste an Bord kommen, für die ihre

Urlaubsreise erst beginnt, und so kann man darüber schmunzeln, dass einige Weltreisende schon ans Kofferpacken denken: „Na ja“, sagen sie, „für uns ist die Reise so gut wie vorbei.“

Und in der Tat haben sie einiges gesehen und erlebt: Wenn die Columbus am 13. Mai in Nizza an der Pier festmachen und die Große Weltreise seit Genua (seit Ende November) zu Ende gehen wird, hat sie in 42 Ländern 83 Häfen angelaufen und knapp 40.000 Seemeilen, rund 74.000 Kilometer, zurückgelegt. Die Passagiere haben es sich dabei gut gehen lassen, der Verbrauch zeigt es: Rund 30 Tonnen Fleisch, 21 Tonnen Fisch, 53 Tonnen Obst (davon alleine zehn Tonnen Ananas!), 80 Tonnen Gemüse, knapp 8.000 Liter Eiscreme und rund 112.000 Eier gingen durch die Hände der 24 Köche, knapp 17.000 Flaschen Wein, 5.000 Flaschen Sekt und Champagner, 78.000 Liter Wasser und rund 23.000 Liter Bier flossen dabei die Kehlen hinunter. Und mit den 150 Kilometern Toilettenpapier könnte Christo die Columbus elegant mehrmals zum Kunstwerk einwickeln. Insgesamt rund 575 Tonnen Ware wurden dem Hotelmanager und dem Chief Purser zur Abrechnung und Unterzeichnung vorgelegt. Über die 4.700 Tonnen Treibstoff, die dabei in die Luft geblasen wurden, denkt man allerdings lieber nicht nach, schließlich, so war kürzlich in einer Untersuchung zu lesen, stammen fünf Prozent des globalen Kohlendioxid-Ausstoßes von Schiffen – das ist das Doppelte der Luftfahrtemission. Doch das mögen im Vergleich zu den vielen Erlebnissen und Eindrücken nur nackte Zahlen sein.

Mittwoch, 22. April: Rio de Janeiro, Brasilien.

Cocktail der folgenden Tage: Caipirinha.

Es ist noch früh am Morgen, trotzdem stehen die meisten Gäste an der Reling, um das Schauspiel zu beobachten. Ruhig nähert sich die Columbus der Küste von Ipanema, gleitet an Copacabana vorbei, die ersten Sonnenstrahlen fallen auf die Jesus-Statue auf dem Corcovado, der Zuckerhut kommt in Sicht. Schon wieder diese Klischees, aber Klischees können ja auch schön sein. Kaum hat die Columbus an der Pier festgemacht, beginnt das Ausschiffen. Und doch: Ein kurzer Moment des Wehmuts kommt auf. Das war es also? Über zehn Wochen Kreuzfahrt liegen hinter mir? Ein paar Händeschütteln bei Gästen und einem Teil der Crew, noch mal ein kurzer Schnack mit dem Kapitän, ein letzter Blick auf das Schiff. Ja, das war es also. Eine erlebnisreiche und spannende Reise. Aber zehn Wochen sind auch eine lange Zeit.

Doch Rio de Janeiro macht einem die Ablenkung leicht. Schon das Gerufe und Geschreie im einst größten Fußballstadion der Welt, im Maracana-Stadion, in dem 1959 rund 200.000 Zuschauer mit ansehen mussten, wie Brasilien in letzter Minute gegen Uruguay die Weltmeisterschaft verlor, scheint alles zu übertönen. Fluminense, die Mannschaft aus Rio, die am häufigsten die Meisterschaft des Bundesstaates Rio de Janeiro gewonnen hat, tritt beim „Copa do Brasil 2009“ gegen Aguias de Marabá an, was in etwa einem Spiel zwischen dem HSV gegen Altona 93 entspricht. Eigentlich nicht der Rede wert für die Fluminenser. Sollte man meinen. Doch die Profis müssen gewinnen, um bei der Meisterschaft noch ein Wörtchen mitreden zu können, diese Saison läuft es nicht gut. Der Druck ist also groß, und sie tun sich derart schwer, dass ihnen die schlimmsten Buhrufe und Schimpfworte entgegen geschleudert werden. Eher glücklich als gekonnt marschieren die Kickers schließlich doch mit einem 3:0 vom Platz. Die Welt für die Cariocas, wie die Einwohner von Rio genannt werden, ist wieder in Ordnung. Zumindest für einen Teil von ihnen.

Donnerstag, 23. April – Sonntag, 27. April: Rio de Janeiro, Brasilien.

Cocktail des Tages: Noch immer Caipirinha.

Es ist wie mit dem Klischee über Buenos Aires. Es gibt eben doch an fast jeder Ecke Tangomusik zu hören. Und an den Stränden von Ipanema und Copacabana liegen wirklich fast nur schöne Menschen in zum Teil äußerst knappen Tangas und Bikinis. Ausgerechnet Bumbum nennt man das oftmals knackige Hinterteil, bei Männlein wie bei Weiblein. Erschien der Tango mit seiner sanften Ausdrucksform von knisternder, nur angedeuteter Erotik wie ein Vorspiel, ist in Rio de Janeiro – zumindest an den Stränden – die Erotik geballt und fast unverhüllt. Was die schönere Ausdrucksform ist, muss jeder für sich entscheiden. Schön anzusehen ist beides. Und an einer Caipirinha genippt, ist Rio de Janeiro ein idealer Ort, um über eine zehnwöchige Kreuzfahrt zu resümieren. Sofern man sich beim Anblick der Strandschönheiten darauf konzentrieren kann.